

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Präzeptoratsvikari

Albrecht, Anton Hermann

Karlsruhe, [1910]

Der Präzeptoratsvikari

[urn:nbn:de:bsz:31-326815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326815)

Der Präzeptoratsvikari



De

Augu
sein g
zu gel
gesch
Karl
dem
zipse

alle
neun
Kan
Gro
und
Kar
Schl
gege
Stau

hätte
besor
herr

Der Pädagogatrasman



1. Hauptstück.

Der Lörracher Wächter und ein Doktor aus Pennsylvanien

treten auf und zwar um Mitternacht.

Anno siebenzehnhundert einundneunzig Ausgangs des Augustmonats hat im ganzen Markgräferland gewiß noch kein goziger Mensch ans Modenesischwerden gedacht. Ganz zu geschweigen, daß der Frau Pfarrer Beckin in Mappach geschwant hätt, sie würde noch einmal dem Erzherzog Karl mit neubacknem Zwiebelwaihe aufwarten oder ihm, dem Her Pfarrer, sein Sechsendneunziger werde einmal zipfelräs in östreichische Schläuch laufen.

Vielmehr ist zu vermuten, daß anno einundneunzig alle Franzosen noch am Leben waren, die anno sechsundneunzig unter ihrem General Ferino in der Schlacht bei Kandern totgeschossen wurden. Des Verfassers mütterlicher Großvater war auch dabei, nämlich nicht bei den Franzosen und beim Totgeschossen werden, aber unter dem Erzherzog Karl beim Breisgauischen Landsturm in der Schlacht bei Schliengen und Kandern. Es sei selbignal schärfer hergegangen, als beim Struveputsch anno achtundvierzig in Staufen, hat mein Großvater selig gesagt.

Man möcht schier glauben, die badischen Markgräfer hätten anfangs der neunziger Jahre noch einen ganz besonderen Himmel über sich gehabt. Nicht einen besondern Herrgott, denn das kommt ja nur in Kriegszeiten vor, wo

der Deutsche seinen Herrgott apart hat und der Franzos seinen, und der Türk und der Ruß auch. Aber einen Extra-Markgräferhimmel muß es gegeben haben dazumal noch, selb ist aus und fertig. Denn drüben überm Rhein bei den Sundgäuer Franzosen von Burglivre bis Chalampe und bis Paris hinein und noch etliche Stunden hinter Paris gings dazumal schon her, als ob der leibhaftige Satan los wär, da war der Himmel voll Sturm und Wettergewölk, da hat mehr als einer schon sein Messer gewetzt, „für um die Tyrannen am Hals zu fitzeln“. Hüben aber, von Weil oder Markt abwärts bis Zienken, und hinten herum über Müllen, Kandern und Schopfen bis über Örrach vor, da war der Himmel noch rechtschaffen blau und hell, nur dann und wann ein dünnes, silbernes Spätsommerwölklein dran. Es war schier, als tanzten und musizierten noch pausbackige Engelbüebli in den Lüften und machten ihre Purzelbäum, wie auf einem Heustock.

Wie stille Engel wandelten noch die Liebe und der Glauben, der Fleiß und die Sittsamkeit, die Frömmigkeit und der Frieden durch Städtlein und Dörfer und hausten gern da, wie in einer freundlichen lieblichen Heimat.

Und wenn auch selbiger Geist vom Feldberg her — es war aber ein guter Geist — so von Todtnau hinten abe gekommen ist und angeklopft hat da und dort an einer Haustür oder am Rundscheibenfensterli, so hat er's allemal getan mit bedächtigem Finger und freundlichem Winken als ein Gottesbot und Friedensengel. Der Dengelegeist, wenn er schon eine Segese führte, hatte doch nichts an sich von einem Jakobiner und Sanskulotten. Derlei Leute gab's überhaupt nicht in der Markgraffschaft. Die einzigen, die Tag und Nacht beim Feuer waren und schürten, das waren die Hammerknechte im Hausener Eisenwerk.

So sich selbiger Zeit aber jemand muckiert hätt', ein Wörtlein zu Unglimpf des gnädigsten Herrn Markgrafen

zu reden, der hätt' seine Haut wohl gegerbt auf den nächsten Kanderer Markt tragen können.

Mit Polizei war freilich der Weltteil zwischen Müllen, Kändern, Schopfen und Lörrach auch geziert. Die Posträuber an der Kaltenherberg konnte man zwar nicht bekommen, aber für Feuer und Licht war gut gesorgt, man darf nur den alten Hofrat Gerstlacher lesen, mit Bettlern und Vaganten aller Art machte man kurzen Prozeß, man steckte sie ins Hüsli, wenn sie nämlich dem Wächter nicht davon liefen.

Also, wie gesagt, auch Lörrach, die „Stadt“, hatte einen Wächter; eigentlich zwei, einen für den Tag und einen für die Nacht. Der für die Nacht war der Kabisnicki, der hieß aber früher Zopfnicki und das war so. Er trug nämlich, von wegen weil er eine Respektsperson war, einen großen Zopf, am Abend manchmal zwei. Letzteres war in den siebziger Jahren einmal der Fall. Da hörte der Obervogt in seinem Bett von zwölf an nicht mehr rufen und blasen und dachte: Wo steckt denn der Zopfnicki heut Nacht? Am Morgen — es war just an einem Wochenmarkt — als der gestrenge Herr Obervogt zum Fenster raus lugte, um nach Wind und Wetter zu schauen, stand halb Lörrach lachend vor'm Wächthüsli, Fenster und Tür waren dick mit Kabiskrautköpfen verbaut, aber die Marktweiber schimpften unding und prügelten sich um ihr Kabiskraut. Die Polizei aber schlief noch in dicker Finsternis drinnen. Nun hatte sich gestern dem Dragunerjobbi selig von Hausen sein Hanspeter, ein Gymnasistli von Karlsruhe, in Lörrach herumgetrieben in der Vakanz, und der Deizel weiß, wie's kam, ganz Lörrach schob den Schelmenstreich mit dem Zopfnicki dem Hanspeter in die Schuh. Es war gut, daß der Obervogt selber das Lachen nicht verbeißen konnte und den Zopfnicki mit „Kabisnicki“ andonnerte, sonst hätt' der Hanspeter die Engel im Himmel können

singen hören und flätig Holzmacher werden, statt Kirchenrat und Prälat.

Sonst aber war der Kabisnicki auf Feuer und Licht aus, wie der Teufel auf eine arme Seel. Auch in selbiger Augstnacht anno siebenzehnhundert einundneunzig. Es war sackfinster in Lörrach, man hätte einander ungesehen die Augen austragen können. Da brennt halt wieder im Kapitelhaus just in dem Zimmer über'm Hausgang um Zwölfi noch ein Licht und dort darf von Rechtswegen kein's mehr brennen, denn 's ist keine Wachtstube, kein Kindbett- oder Krankenzimmer, sondern dort haust nur der Vikari, der vermutlich wieder einmal zu spät heimgegangen und sein Licht hinterm Umhang hat brennen lassen. Denn daß der Hanspeter just um Zwölfi noch über'm Studium schwitzt, das glaubt der stärkste Mann nicht in ganz Lörrach, zu geschweigen der Kabisnicki; ihm kann man nicht schwarz vormachen für weiß. Drum pflanzt er sich, so dick er ist, mit gespreizten Beinen vor dem Kapitelhaus auf, nimmt sein Wachtthorn an den Mund, bläst zwölfmal und singt dann:

Lofet, was i En will sage
 d'Glocke un die het zwölfi g'schlage,
 Jez machet us das Licht und für
 Die Mitternacht stoht vor der Thür!
 Wohl um die Zwölf!

Aber das Licht im Vikarizimmer ging nicht aus.

Da brummelt der Kabisnicki: „Ja, ja, Hanspeter, als brav so fort gemacht als Bruder Lustibus, deine paar Bazen Mütterlichs werden bald verputzt sein, just wie selbigem fürstprimas seine Dublonen! Wärfst du zum wenigsten ein Posthaltersohn, dann könnt' dir dein Alter z'guterlezt als noch ein Brödlinshof kaufen und einenweg könnt'st dann noch um's nettst und reichst Maidli anhalten im ganzen Rebland und dann den Hut erst recht auf's

link Ohr stülpen und foppen: Verschwör's öbber, ich würd' am End' nit noch Vogt? So aber bist und bleibst der Hanspeter, 's Dragunerjobbis von Hausen sein Gutedel, verrutschest deine Hosen als latinischer Schulhalter, und magst mit dei'm Jahrlohn kaum deinen Spitzer satt äzen und dein Distelfink, z'gschweigen eine Frau erhalten. — — Höckst du nit schon an die elf Jahr als simpler Vikarium? Unseren kannst du zänzlen, dem Zundelfrieder z'wett, aber gelt, in Karlsruhe bist du an die Letzen gekommen? Die Herren Kirchenrät lassen sich nit so mir nir dir nir an den Barricken und Haarbeuteln zaufen vom Hanspeter! Die haben dir 's Foppen eintränkt, geben dir nit einmal ein Pfarreili auf'm Wald oder an der Höri hinten!"

Also brummelt der Kabisnicki und schreitet fürbaß.

Der geneigte Leser aber, der bereits weiß, was der Hanspeter dem Kabisnicki in den siebenziger Jahren für einen Streich gespielt hat, ist nicht nur über diese Feindschaft im Reinen, nein, er lächelt auch auf den Stockzähnen und hat schon etwas gemerkt, warum die Kirchenrät den Hanspeter auf der Muck haben.

Wir müssen aber auch dahinter kommen, warum der Vikari sein Licht nicht ausmacht. Was hat er denn jetzt so spät noch in nachtschlafender Zeit? Denn noch liegt er nicht hinter dem Umhang, wie alle sonstigen braven Untertanen, aber am eichenen Schragentisch sitzt er noch, die Ellenbogen aufgestützt und den Krusellkopf zwischen den Händen, und stiert in einen Brief 'nein, der vor ihm liegt auf dem Tisch, gar wehmütig und trübselig. Das Lichtstümplein im blechenen Schandlestock ist am Abbrennen, der Docht hängt mit einem großmächtigen Bußen in's Unschlitt herab, schier als schäm er sich zu beleuchten, was für ein Heidenwirrwar auf dem Tisch herumliegt, ein Tabaksbeutel auf einem Teller mit einer halben Knackwurst, eine Nähzeugschachtel auf dem Tintensaß, ein Pfeifen-

blech und ein wurmstichiger Hosenträger, Bücher und Schreibhefte durcheinander, daß sieben Katzen dazwischen keine Maus gefangen hätten. Der Distelsinf freilich schläft schon lange in seinem Käfig, und der Affor knurrt auch im Schlafe vor der Bettlade, kann sein, es träumt ihm von der Leberwurst, deren Haut er heut verzehrt hat. Der Brief aber ist datiert von Churchhill bei Philadelphia, 7. Mai 1791 und heute am letzten August desselben Jahres in Lörrach angekommen: Er lautet:

Mein lieber Hanspeter!

So weit ich Dich kenne, so wird meine Adresse nicht fehllaufen, wenn ich meinen Brief annoch gen Lörrach ins Kapitelhaus richte. Dorten bist Du angebunden, wie der Schächer am Kreuz, und wirst's nach sieben Jahren noch sein, falls Dich bis dahin Deine lateinischen Schulbuben nicht zu tot geärgert haben, oder Dein Landesvater Dich nicht endlich mit einem Waldpfarreili abgelohnt hat, dieweil Du ihm denn doch den Lörracher Nachwuchs zu braven Untertanen hergeprügelt hast.

Sag, bist Du nicht bereits „idiglet“, wie ein dreijähriger Birenschnitz, und denkst an gar nichts mehr auf der Welt? Sürpfelst Du noch alleweil am Morgen Dein Kaffeeli und schulmeisterst den Tag lang und trümmelst am Abend, wenn Dein Rahmsüppi verzehrt ist und die „bräglete Grumbire mit Andivi“, in den Ochsen oder Bären oder Hirzen, allda Deine zwei, drei Schöppli zu verdrucken, mengmol etliche mehr, und stehst dann, wenn am Zehni der Kabisnicki ausbietet, vor der Kapitelhaustür, wie der Adept vor dem Buch mit sieben Siegeln?

Oder bist Du am Ende gar aufgegangen wie eine Dampfknudel und hast mehr Motion nötig, und

laufft jetzt, wo Dein Engel in Weil draußen flattert,
 alle Tag einmal hinaus und an Regentagen zweimal,
 und machst der blonden Pfarrjungfer den Garnhaspel,
 hängst dem Günttert noch fleißiger als früher die Füß
 unter den Tisch und Deine Zunge in sein Weindrüsli,
 ihm zu helfen von seiner Weinkompetenz? O Du hart-
 gesottenster aller Junggesellen.

Wach auf, o Mensch vom Sündenschlaf,
 Ermuntre dich, verlornes Schaf,
 Und bessere bald dein Leben!

Wenn Du in's Dreiteufelsnamen ohne Deine
 Gustave nicht leben kannst, so nimm sie einmal herzlich
 am Flügel und frag sie: Witt mi? Gibt Dir aber
 der Markgraf keine Pfarrei, so schnür den Bündel,
 und komm' zu uns herüber, ist auch schön hier, wenn's
 auch kein Markgräferland ist. Aber den Chorrock häng
 mir vorher an Nagel. Was man hierlands zum
 doktern braucht, kannst in Basel bei einem Feldscheer
 in einem halben Jahr lernen, Kräuter und Steine kennst
 Du so gut wie ein Mediziner, und was Du nicht
 weißt, lernst noch. Aber den Dokortitel mußt Du
 Dir kaufen in Basel. Ich teile dann die Praxis mit
 Dir, habe so viel zu viel. Es sind viele Deutsche
 hier, insonderheit Pfälzer.

Will aber etwa Deine Pfarrjungfer nicht mit, und
 ich vermute schier, sie wird nicht wollen, und hat Dich
 nur in der Reserve für den Fall, daß kein Doktor oder
 Professor kommt, und sie hat's hoch im Kopf, he, dann
 mach's wie ich, nimm ein netts, gesunds Markgräfer-
 maidli vom Land, ein verwöhnts, zitterigs und datterigs
 Stadtdineli könntest hier nicht brauchen, die bekäm'
 vor jeder Rothaut, wie derengattige bei uns auf den
 Markt kommen, die Gaisgichter.

Die falsche Amalie hab' ich vergessen, ihr Husaren-
oberst soll ihr wohlthun. Meiner Frau und meinen
little boys geht's gut; seit ich 's letztemal geschrieben,
ist Nr. 4 angekommen. Die andern drei sind halbwild,
meine Frau manchmal ganz wild, sonst aber doch mein
lieber Hausschatz.

Ich tät' einen Luftsprung machen fünf Schuh
hoch, wenn Du auf meine Leimrute gingst. Schreib
bald wieder. Dein Simsalirim.

P. S. Apropos mit 1. Mos. 2 ist's anders. Wir
haben eine Sekte hier, die behauptet: Nachdem unser
lieber Herrgott den Adam aus dem Seelensack heraus-
gelangt, sei der Schöpfer bitterböhs geworden, daß das
sonst nicht übel geratene Mannsbild ein so kreuzdumm
und verschlafenes Gesicht hingedrückt habe. „Wart, Kerli“,
hab' unser Herrgott gesagt, „ich will dich aufwecken“.
Und der Schöpfer hab' mit der rechten Hand in den
Himmel gelangt und einen Engel erwischt an seinem
rosenfarbenen Flügel, mit der linken Hand aber sei er
in die Hölle gefahren und hab einen Teufel am Fleder-
mausseggen gepackt, die zwei hab er zusammengeknetet
und Weihwasser über das Gebäck gespritzt: ecce, da
ward' das Weib. Sapienti sat! Doch nichts für
ungut, Ew. Hochwohlehrwürden. D. O.

Mit dem Simsalirim aber verhielt sich's so: Er hieß
eigentlich Sütterlin, war auch ein Markgräfer aus einem
wohlhabenden Bauernhaus und hatte mit Hebel in Karls-
ruhe und Erlangen studiert, aber Medizin. Sein Universi-
tätsschatz, eine schöne Professorstochter, war ihm untreu
worden, da hatte er ein sehr hübsches aber blutarmes
Bauernmaidli zur Frau genommen, und darüber viel
Verdruß bekommen mit seinen Leuten und Gefreunden.
Zudem steckte ihm der Rousseau arg im Kopf mit seinen
neuen Ideen und das und der Verdruß mit der Ver-

wandschaft hatt' ihn nach Amerika getrieben. Bei Philadelphia in Pennsylvanien praktizierte er jetzt und stand mit Hebel im Briefwechsel. — —

Wenn's in einer Hornungnacht in den Lüften rumort und pfeift, als sei das wilde Heer am Ausfahren oder als bearbeiteten sich böse Nachtgeister in der Luft mit Rebstecken und das kleinere Nachtgeflügel mit Haselstöcklein, und der alt Schwabenjörgli schüttelt den Kopf und sagt: „Heut nacht henkt sich wieder einer,“ so kann unsereiner wenigstens nicht recht begreifen, was die Prügel und das Henken sollen miteinander zu schaffen haben. Aber wenn in einer Nacht der Kabisnicki in Lörrach und der Simsalirim in Pennsylvanien zusammenstehen und miteinander einen so hart gesottenen Junggesellen, wie der Präzeptoratsvikari in Lörrach dato einer ist, coram nehmen und ihn dergestalt auf's Armesünderbänkli herabsetzen, so muß da doch was anders dahinterstecken. Das wär für jeden ordentlichen Christenmenschen ein unmißverständlicher Wink mit dem Holzschlegel oder eine Hand aus den Wolken, die das Mene, mene, tekel an die Wand schreibt.

2. Hauptstück.

Wasser auf pennsylvanische Mühlen.

Was sich jetzt ereignet hat und was in den folgenden vier Hauptstücken erzählt wird, ist alles an einem und demselben Sonntag passiert. Dieser Sonntag sollte demgemäß anheben mit einer schwungvollen Beschreibung eines Markgräfer Sonntagmorgens. Der Schreiber dieses Buches ist aber leider kein Maler und auch kein absonderlicher Dichter und versteht sich nicht recht auf's Beschreiben; es geht ihm schier wie dem Bauersmann, er hat's in sich, was er sagen möcht', aber er bringt's nicht recht zum Vor-

schein, und so schön, wie's der Held dieser Geschichte, der Hebel, einmal in alemannischen Reimen beschrieben hat, als er schon Professor in Karlsruhe war, bringt's ohnedies keiner mehr zuweg.

Vielleicht hat der Präzeptoratsvikari an eben dem gemeinten Sonntag, als er nach Weil wollte in sehr wichtigen Angelegenheiten, aber zuvor seine zwei, drei Kirchen halten mußte in Eimeldingen und Märkt auf Befehl des Herren Spezials, das Konzept gemacht zu der „Sonntagsfrühe“, und wie er dann als Professor noch etwas Rechts hat gelernt gehabt, so hat er sein Gedicht fertig gemacht. Denn wenn einer in Karlsruhe Professor oder so etwas wird, so lernt er dort gewiß noch etwas Rechts. Der Schreiber dieser Geschichte ist aber nur ein einfacher Rheindorfpfarrer in der Nähe von Basel. Er kann nichts schreiben, als hie und da etwas ins Blättli oder in den Kalender. Will sich aber jemand von weiterher einen Begriff machen von so einem Sonntagmorgen im Markgräferland, so muß er eben an einem solchen Tag auf den Isteiner Kloß oder auf den Läuferberg, und selber sehen. Auf die Bürgler Höh oder auf den Blauen möcht' ich ihm schon nicht raten, denn er käm' ja dann neben die Kirche. — —

Der Brief Simsalirims hatte dem Vikari in die Glieder geschlagen. Eines Laufs wär' er am Sonntagmorgen hinaus gen Weil, aber ein Wink vom hochwürdigen Spezial wies ihn nach Eimeldingen, denn dort war vor einigen Tagen der Pfarrer, ein ganz absonderlicher Kauz, ein alter Junggesell und Botaniker, bei einer Exkursion auf der Rheininsel spurlos verschwunden, beziehungsweise seiner Gemeinde abhanden gekommen. Es war von ihm nichts mehr gefunden worden, als seine Tabakspfeife. Der „Kräutermann“ — so hieß er in der Umgegend — hatte zwar schon einige Mal in seinem botanischen Eifer seine Wochenbestunde vergessen, war auch Tage lang ausgewesen

auf Wanderungen am Rhein hin, aber immer wieder heimgekommen, oder wenigstens spediert worden. Die allgemeine Vermutung war jetzt, er sei im Rhein verunglückt. Der arme Mann war in frühern Jahren ein tüchtiger Prediger und ein heiterer Gesellschafter gewesen. Dann war er, weil ihm der eigene Haushalt mangelte — er hauste mit einer alten halblauben Magd — in allerlei Absonderlichkeiten geraten; seine botanische Liebhaberei hatte ihn völlig in Anspruch genommen, daß er seinen äußerlichen Menschen völlig vergaß und mithin leicht einmal Festland und Wasser miteinander konnte verwechseln haben.

Für heute mußte also der Vikar seinen Schnellschritt schon ein wenig dämpfen, und froh sein, wenn ihm der Abend blieb für sein liebes Weil. An so einem Abend, wenn's nicht regnet und nicht zu kühl ist, kann man viel beichten, wenn ein rebengrün Gartenhaus den Beichtstuhl vorstellt und eine Pfarrjungfer von zweiundzwanzig Jahren mit blondem Lockenkopf und blauen Blitzaugen der Beichtvater ist, dachte der Präzeptoratsvikar.

Der Präzeptoratsvikar? Was ist denn das für ein Subjekt? Antwort: Ein Mensch, der vor Zeiten für einen Präzeptor, d. h. einen lateinischen Schulmeister vikarierte oder den Dienst versah an einem badischen oder württembergischen Pädagogium. Die Stadt Lörrach hatte nämlich dazumal schon eine Lateinschule.

Drei Jahre war Hebel nach seinem Examen sozusagen unentgeltlicher Vikarius gewesen beim Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen. Anno dreiundachtzig war er dann als Präzeptoratsvikar nach Lörrach gekommen; er hatte just in seinem einunddreißigsten Lebensjahr nach elfjährigem Dienst einen Jahrlohn von 350 Gulden; dafür hatte er mit dem Prorektor, dem Vorstand der Schule, den ganzen Unterricht am Pädagogium, und, wenn's dem Herrn Spezial

beliebte, außerdem noch unentgeltliche Aushilfe in Lörrach und der ganzen Röttler Diözese im Predigen zu leisten an den Sonntagen. Noch war weit hinaus keine Aussicht, daß es anders kommen werde, nämlich besser.

Es war ja eine vertrackte Zeit, die Zopfzeit. Wenn einer nämlich kein Geld hatte und keine Verwandtschaft — Hebel hatte noch einige Gulden Mütterliches, aber er stand ganz allein, mutterseelenallein in der Welt ohne Verwandte und war seit seinem Examen nicht mehr in der Residenz gewesen — oder wenn er keinen Vetter am Hof hatte, und wär's auch nur ein Lakai gewesen — auch den hatte der Lörracher Vikari nicht — ja dann konnt' einer alt werden, bis er zu Amt und Brot kam. Heutzutage soll das nun freilich anders sein; da kann ein ganz junger Mann leicht Stadtpfarrer oder so was werden.

Dazu kam aber bei dem Hebel noch etwas extra's, daß jeder begreifen kann, warum der Vikari in Lörrach keine Seide spann. Er hatte es in der Examenzeit mit den Karlsruher Herren allen gründlich verschüttet. Studiert hat er in Erlangen auf der Universität nicht viel, wenigstens nicht in den Büchern, und als nun mit dem Kandidatenexamen der jüngste Tag anbrach, muß es mit der Wissenschaft des Kandidaten Johann Peter Hebel von Hausen windig genug ausgesehen haben, denn man konnte ihn zwar nicht durchfallen lassen, aber man überließ ihn sich selber.

Auf das witzige, aufgeweckte, klaräugige Wälderhüblein, das einst im Rübelitschöpli und dito Hösli und mit einem Pelzköppli auf dem Krauskopf per Rheinflöß in Knielingen gelandet und dann bei Hof- und Kirchenräten durch's gymnasium illustre mit Freitischen und Monatsgeldern geäht worden war, auf diesen Hebel hatte selbst der Markgraf auf den Jahresprüfungen mit großem Wohlgefallen geblickt und man konnte erwarten, daß er als lumen

ecclesiae nach zwei Jahren von Erlangen zurückkommen werde.

Über du meine Güte! Einen Schmiß im Gesicht brachte er zwar nicht zurück, er wird sich auf den Mensuren gut gehalten haben, aber Bacchus und Gambrinus und wohl auch Amor waren ihm jedenfalls lieber gewesen, als Augustinus und Dr. Johann Gerhard, Thesen und Antithesen auf der Mensur lieber als im Kolloquium.

Gleichwohl war seit dem Jahr achtzig gewiß mehr als ein Schlechtbesattelter im Examen gewesen und hatte bereits eine Stelle. Hebel aber hatte als gescheiter Mensch und anstelliger Kopf viel nachgeholt in den Vikarsjahren, er war ein sehr tüchtiger Lehrer und Pädagog, zudem im obern Markgräferland, obwohl er die Bescheidenheit selber war und gar nichts aus sich machte, um seiner Leistungen in der Schule willen und als ewig heiterer Gesellschafter „Hahn im Korb“, als Prediger ebenfalls beliebt, im engern Freundeskreis um seines unerschöpflichen Humors, seines hellen Gemüts, seiner treuen Anhänglichkeit willen innig verehrt und auf den Händen getragen. Sollte aber jemand meinen, Hebel habe sich um der ungeredhten Zurücksetzung willen, die ihm von Karlsruhe widerfuhr, abgehärmt, so irrt er gewaltig.

Den auf ihm lastenden Fluch der Ungnade trug er leicht unter dem klarblauen Himmel, der sich wölbte über der schönen Heimat voll sonnenbeglänzter Berge, voll reibgrüner Hügel, voll smaragdener Täler, er fühlte sich unendlich wohl, denn überall, wohin er seine Schritte wendete, war er daheim in den altersgrauen Kirchen und in den rebenumrankten Pfarrhäusern, wohl auch in den heiteren Casernen, überall begegnete der Vikari freundlichen lieben Gesichtern und überall fand er seinen goldfunkelnden Markgräferwein; überall wohin er kam, zog mit ihm ein der Geist heller Lust und ergötzliches Wort- und Rätsel-

spiel. Der Kabisnicki war vielleicht sein einziger wirklicher Feind im Oberland, und wenn auch dann und wann ein dicker Vogt, der mehr Stroh im Kopf hatte als Witz, ihn über die Achsel ansehen wollte, weil er's noch zu nichts gebracht, als zum „latinischen Schulhalter“, Respekt hatten derlei doch vor dem Vikari, denn derselbe „brachte gar leicht etwas auf“, was als geflügeltes Wort von Mund zu Mund, von Ort zu Ort ging.

Er und seine engern Freunde hatten aber auch ihre eigene Welt. Da saß in dem baselnahen Weil draußen, dem schönen großen Pfarrdorf, nur ein Stündlein von Lörrach, der Günttert, früher Prorektor am Pädagogium, jetzt Pfarrer seit einem Jahr, das war der Vetter Vogt. Wir haben noch mehr mit ihm zu tun. Droben auf dem Tüllinger Berg stand als Pfarrer der Reinhardt, ein jovialer Kamerad, ein gewaltiger Dogmatiker, aber auch ein starker Trinker und Raucher vor dem Herrn, das war der Bammert. Günttert hatte keine Kinder, aber Reinhardt desto mehr. Angelehnt an diese beiden Häuser oder vielmehr mit ihnen verwachsen wie Efeu mit der Mauer, waren der Adjunkt Hitzig, Personalvikar bei seinem Vater, dem Rötler Spezial Hitzig, im Freundeskreis Zenoides genannt, ein sehr tüchtiger, theologisch und philosophisch gebildeter junger Geistlicher, mit hellem Kopf, sprühendem Witz und innigem Gemüt, dann der Amtsaktuaris Storck, Netoreck genannt, ebenfalls in Lörrach, ein feiner Kopf, der die Bundesfeste arrangierte und dirigierte. Die Bundesfestlichkeiten, denn es bestand zwischen den Freunden eine Art Geheimbund, sie hießen Proteuser. Wir werden noch davon hören. Sie hatten auch eine eigene Sprache, eine Art Rotwelsch. Wir werden sie mehr zu hören bekommen. Hebel hat als Stabhalter und wie es scheint Geheimsekretär des Bundes die Satzungen in ein System, den Belchismus, zusammengetragen, ein Wörterbuch des

Belchismus
man hat
Kalender.

Hoffent
Hebel von d
Über enllich

Es wo
nädiger Fel

damals noch
vor dem P

rektorin, G
verleihen P

Strasse her
here heraus

oder eigen
im Kapitel

Dein und
der Tag,

habe treten
gesehen, es

Enden zu
ihn verhe

blauen A
mehr Har

der Prim
Präzepto

mocht ih
's wollte

hatte ni
reden, se
sagen
Vikari
vielmehr

Belchismus verfaßt und den Kalender redigiert, denn man hatte auch eine eigene Zeitrechnung, einen eigenen Kalender.

Hoffentlich begreift der geneigte Leser nun bald, daß Hebel von dem auf ihm lastenden Fluch lange nichts spürte. Aber endlich drückte er ihn doch. Und das kam so.

Es war anno achtundachtzig und ein recht wüster nebliger Februarabend gewesen, da standen der Günttert, damals noch Prorektor in Lörrach, und seine Frau Karoline vor dem Posthaus: sie erwarteten die Schwester der Prorektorin, Gustave, eine Tochter des in Weiler bei Pforzheim verlebten Pfarrers Fecht. Der Postillon blies die Thumringer Straße herein, der Postwagen stand still, da flog eine blonde Heze heraus, es war Gustave. Denn eine Heze war sie, oder eigentlich ein Hezlein: kaum hatte sie sich nämlich im Kapitelhaus in der Wohnstube des Prorektors aus ihren Decken und Mänteln herausgeschält, wie der Nuszkern aus der Nuß, und kaum hatte der wie zufällig in die Wohnstube tretende Präzeptoratsvikari ihr recht in die Augen gesehen, er hatte nicht einmal Zeit, ihre schönen blonden Locken zu betrachten, da hatte es ihn schon. Sie hatte ihn verheert, verheert im Handumkehren mit ihren hellen blauen Augen: er kam sich auf einmal vor, er sei nicht mehr Hanspeter, der Lörracher Präzeptoratsvikari, sondern der Prinz von so und so. Und er war doch nur der Präzeptoratsvikari, da ließ sich nichts dran machen. Es mocht ihm in den nächsten zwei Jahren zu Mut sein, wie 's wollte, er durfte kein Sterbenswörtlein sagen, denn er hatte nichts und war nichts. Nur seine Augen ließ er reden, seine braunen, lustigen, schelmischen Augen und die sagten der Jungfer viel, sehr viel.

Auch sie, die Pfarrjungfer, die an dem krausköpfigen Vikari ein heidemäßig Pläfler hatte, sagte nichts, sie tat vielmehr äußerlich dergleichen, als wär' sie schon seit Jahr

und Tag mit dem Erbprinz von Spanien oder Portugal verlobt, aber ihre hellen, blauen Augen redeten nicht weniger, als dem Vikari seine.

Seit zwei Jahren und etwas darüber also war's dem Vikari doch manchmal wind und weh, daß er noch keine Pfarrei hatte, oder daß er nicht Professor sei, denn alsdann hätt' er wohl gewußt, was er täte. Als aber der Günttert nach Weil hinaus kam, um den Schulbafel mit dem leichtern Hirtenstab zu vertauschen, da bekam der Vikari auf einmal das Heimweh, das Kapitelhaus kam ihm auf einmal vor, wie ein ausgeblasenes Ei, und der Günttert tats nicht anders, der Vikari mußte im Weiler Pfarrhaus eben wieder seine eigene Stube haben für die Vakanztage und freien Sonntage, sage mit Worten seine eigene Stube, seinen eigenen Platz am Weiler Pfarrtisch, seinen eigenen Sitz auf der Ofenbank, einen eigenen Teller für seinen Affor, den Spitzer, obwohl der Günttert auch einen hatte, den Bummer. Daß der Vikari noch ein ganz apartes Extrakämmerlein bewohnte im Herzen der hübschen Pfarrjungfer, das sagte sie niemand, aber die Jungfern in Weil wußten es alle und der Vikari glaubte auch daran.

Eh' er nun heut nach Eimeldingen abging, warf er noch einige Zeilen auf einen halben Bogen Papier, ein Billet an Gustave. Es lautete:

Liebste Jungfer Gustave!

Ein bekannter Pilgrim hat heut mit dem frühesten gen Weil wallfahrten wollen. Aber der spitze Ual, hätt' fast gesagt, Spezial, hat's nicht leiden wollen, denn unsereiner muß jekt predigen für den abhanden gekommenen Kräutermann in Eimeldingen. Wem sollte des Pilgrims Wallfahrt gelten? Etwas der gemalten Muttergottes am Weilemer Pfarrhausgiebel?

Lez geraten! Oder dem Vierundachtziger im Keller des Vettters Vogt? Weit fehlgeschossen! Oder einer Kaffeewisite im Bläserhof? V'hüetisgott, nei! Oder meinen Sie, ich wär gekommen mit Kreuz und Fahnen? Auch nicht, aber mit mehr Andacht und mit kräftigern Stoßseufzern, als der Huttinger Schneider almig mitbringt, wenn er auf gekochten Erbsen nach Maria Einsiedeln wallfahrtet. Wissen Sie was? Wenn Sie's erraten haben, warum ich komme und ich komme heut doch noch, und wär's auch wie der Dieb in der Nacht, so legen Sie als Wahrzeichen den roten geschliffenen Herzjaspis auf den Gartentisch, oder besser, warten Sie selbst im Gartenhaus auf die Neuigkeit. Etwas Pressants ist's just nicht, aber etwas Nagelneues . . .

Einstweilen meine besten Grüße an Ihre werteste Frau Mutter, an Frau Karoline und den Vetter Vogt.

Ihr ergebenster Diener

J. P. H.

Er faltete den Brief kunstgerecht zusammen in Herzform und schickte einen Expressboten damit nach Weil, einen Nachbarsbuben als postillon d'amour.

Dann machte er sich auf den Weg nach Eimeldingen. Der Tag schien heiß zu werden, die Sonne brannte hernieder, als wär's Juni oder Juli und nicht schon September.

5. Hauptstück.

**Ein Meteorstein in die Suppe eines
stillvergnügten Mannes.**

Ja, der Tag hatte dem Präzeptoratsvikari wirklich heiß gemacht. Der Sonntag war so ein rechter Traubenbocher gewesen, wie ihn der Rebländer so gern hat: wenn's

schon abgeerntet ist auf den Äckern und Matten und die Frau Sonne meint, sie hab' ihr Geschäft verrichtet ehrlich und redlich, und ihren Taglohn verdient für den Sommer, da soll sie erst wieder von vorn anfangen und die Trauben auskochen noch vier Wochen lang, sonst ist der Rebländer nicht zufrieden, sondern schimpft und behauptet, sie versteh' nichts und hab' ihr Sach nur halb geschafft.

Aber nicht die Hitz' allein hatte den Vikari gedrückt. Er hatte heut so manches über den Kollegen, den verunglückten, gehört, und das war ihm zu Gemüt gegangen, denn er hatte gar einen offenen Sinn und ein weiches Herz. War er, Hebel, denn eigentlich nicht selber perfekt auf dem Weg, ebenso ein Sonderling zu werden, wie der Kräutermann, ein Hypochonder, vereinsamt im Gemüt, versteift und vertrocknet in seinen Junggesellengewohnheiten, ohne Ziel und Zweck des Lebens, ohne arbeits- und lohnvolle Zukunft, ohne wahre und bleibende Lebensfrucht? Waren die elf Jahre, seit er vikarierte als Lehrer und Prediger, nicht sozusagen verloren, unwiederbringlich dahin ins weite Meer der Ewigkeit? Wie manchmal schon hatte er in der letzten Zeit sich selbst und seinen Freunden sagen müssen, er komme sich anfangs, seit er ein Dreißiger sei, vor, wie ein „lottrig Rebhüsli“ im Novembernebel, oder, um mit dem Bibelwort zu reden, „wie ein einsam Danier auf dem Berg“!

Solcherlei Gedanken hatten ihn heut morgen bewegt und darum konnte er auch in den beiden Orten, wo er zu amten hatte, zwei recht herzbewegliche Predigten tun und eine gar wirksame und eindringliche Kinderlehre halten.

Als er aber dann am Nachmittag noch einige dringliche Amtsgeschäfte und Schreibereien erledigt hatte, da hatte er den Sturmschritt angeschlagen, und in Haltungen war er dasmal am Hirzen vorübergestolpert, ohne einzufehren. Es ging nämlich beständig einer neben ihm her,

der schlug den Sturmarsch. Es ist aber nicht herauszubringen, ob Simsalirim, der Pennsylvanier, den Trommler machte, oder jener vermalefizte kleine Landhauerer, der sich vom heidnischen Götterberg Griechenlands bis in die christlich-lutherische Markgraffschaft durchgeschmuggelt hatte und als echter Buschflepper alle Landstraßen unsicher machte mit seinem Köcher und Bogen. — — —

Endlich, endlich kam ihm die Gartenmauer des Weiler Pfarrhauses in Sicht. Ein hohes, starkes, zinnengekröntes Gemäuer umzieht nämlich den sehr geräumigen Weiler Pfarrgarten, der auch ein großes Rebstück enthält. Der Pfarrhof liegt am nordöstlichen Ende des weitläufigen Dorfes.

Aber jetzt fällt ihm noch etwas ein: er mustert seine Toilette.

Am Dreimaster, welchen er nur bei Regenwetter auf hat und der noch aus seiner Studentezeit stammt, ist nichts auszufehen. Der dunkelblaue Sonntagsfrackrock mit einwärts gewendeten Schößen, fast von gleichem Alter, wie der Hut, ist aber vor zwei Jahren gewendet worden und seither wieder wie neu. Eine steif gefälteste, tadellos weiße Hals- und Busenkrause kann man von einem zölibateren Vikari per se nicht verlangen und seine schwarze Plüschweste hat von den ursprünglichen sechs weißen Glasknöpfen ja noch einen weißen und zwei schwarze gerettet. Sein einer Strumpf — er trägt zwei schwarze, wollene — hat zwar unten, ganz unten an der Kittnaht ein kleines Löchlein, aber das kommt noch in die Schuh. Die letzteren sind sehr staubig, aber da ist leicht zu helfen; das klopft man mit dem Sacktuch ab. Verloques zu tragen überläßt er dem Bergbeflissenen Kimmich in Kandern oder dem Doktor Brästenberger zu Basel; seine tombakene Kette aber paßt ganz zu seiner antidiluvianischen Sackuhr.

Nachdem er also den Staub ausgeklopft mit dem Sacktuch, setzte er franchement seinen linken Fuß in eine hohle

Mauerfuge, packte mit beiden Händen den Mauerrand, schwenkte mit dem rechten Bein über, dann mit dem linken nach, und wupp dich, wie der Mannheimer sagt, war er drinnen und verschwunden. Einige Weilemer Jungfern hatten vom Weg aus dem Dings zugesehen und lachten, der alte Maryfriedi aber schüttelte sein Haupt und ging nachdenklich weiter.

Wir hätten gern den Vikari hier mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt, denn das war kein Benehmen für einen Christenmenschen am Sonntag, zu geschweigen für einen Vikari; aber einesteils ging die ganze Geschichte zu schnell, andernteils war's eben auch eine heillose Zeit. Da grassierten der Voltaire und der Rousseau, wie heutzutage der Renan und der Strauß. Mit dem Präzeptoratsvikari war's eben leider Gottes auch schon so weit gekommen in der Freigeisterei, denn er trug statt des bei Geistlichen landesüblichen Haarbeutels nur hinten an seinen Locken befestigt ein kleines Zöpflein, ja er war sogar zum Staunen und Schrecken aller rechtschaffenen Christenseelen schon anno neunundachtzig ohne die zur Amtstracht gehörige Perücke auf die Kanzel gekommen, und hatte den andächtigen Zuhörern seinen werktäglichen ungepuderten Krauskopf präsentiert.

Hebel schlich sich nun durch das Rebstück auf das ebenfalls von dichtem Reblaub umspinnene Gartenhaus zu. Er gückelte in die Laube, aber sie war leer. Was war das? Auf dem Tisch unter einem Jaspis lag ein Papier, es war sein Billet, aber der Jaspis war nicht der als Erkennungszeichen verabredete blutrot leuchtende geschliffene Eiler Herzjaspis, sondern ein ganz hundsgemeiner, ungeschliffener, faßengrauer Kachelstuhjaspis von Kleinenkems.

Augen und Lippen reden, Blumen und Sterne manchmal, aber der Präzeptoratsvikari glaubte sofort zu ver-

stehen, was der tote Stein sprach, es hätte des Lesens der Antwort kaum mehr bedurft. Er nahm's aber doch und las. Auf der Rückseite des Hebel'schen Billets stand mit zierlicher Hand geschrieben:

Wohlehrwürdiger Herr Vikari!

Wenn's öbbis pressant's wär', so wär's öbbis anders. Wenn's aber nur öbbis neu's ist, so pressiert's nit. Was führt der Herr Vikari wieder für einen Streich im Schild, und was für ein Nüßli gibt's zu knacken? Ew. Wohlehrwürden weißt, daß wir, Frau Mutter und unsereiner, nach Grenzach gezielt heut morgen. Es geschieht Euch recht; warum ist man nicht gekommen und hat das Predigen in Eimeldingen einem andern überlassen? Also haben wir den Berginspektor Kimmich mitgenommen als garde dame; der Kimmich ist auch manchmal kurzweiliger als Ihr, Stabhalter. Einstweilen langweilt Euch nit, am sieben Uhr kommt die Chaise heim, dann ist noch Zeit zum Rekapitulationsplütschi.

Ihre ergebene

G. f.

Der arme Präzeptoratsvikari war wie vom Schlage gerührt. Luzifer, als er rädlings vom siebenten Himmel in die Tiefe hinabflog, mag allerdings noch ein ver-zweifelteres Gesicht gemacht haben, als unser Held. Aber dem war's doch zu Mut, wie des Müllers Kater, als er auf den Spatz zielte vornen am Dachfirst, aber zu weit gesprungen, plötzlich ohne den Spatz im Maul unten im Garten auf einem Salatkopf lag.

Das war doch ein Korb in bester Form! Der Schlag war hart, er tat sehr weh. Hebel stand lange Zeit wie betäubt, das böse Papier in der Hand und starrte ins Leere. Also mit dem „Berginspektor“ Kimmich! Derselbe war wohl bis zu seinem kürzlich erfolgten Avancement

manchmal ins Kapitelhaus gekommen, auch schon nach Weil, aber Hebel hatte den Inzipienten nicht für gefährlich gehalten; eher den Kanderer Kreisphysikus Brodhag, oder den Basler Doktor Brästenberger, Güntters Hausdoktor, einen lustigen Hagestolz. Der regalierte in sehr provozierender Weise, so oft er kam, die „sehr werthe und scharmante“ Jungfer Fechtin mit Basler Leckerli und riesigen Blumenbouquets, mit den neusten Musikalien und Romanen. Aber der Kimmich? Nein solche Falschheit! O Simsalirim! O Husarenoberst und Amalie!

Ja, ja, Vikari, du sonst immer der kosefeligste unter allen Proteusern! Dir steht Deine Entwasung vor der Thür, der Desegelisgeinet treibt sein Spiel, er hat seinen Cyniculus jetzt und ist im Recht. Seine vier unterseischen Cherubim, der Notteli und der Lotteli, der Dappeli und der Schwappeli steigen auf aus dem schwarzgrünen See und stoßen in ihre Blechtrompellein, und blasen die ganze Welt um dich her, in der du fester zu stehen vermeintest, als die schwersten Feldochsen am Blauen, in alle vier Winde auseinander, daß es dir so nottelig und so lottelig, so dappelig und so schwappelig wird, als seist du bereits hinabgerutscht ins alte nebeldunkle Urnichts, des Geinets Urgrund! Und Nacht wird's — — —

Ja Nacht ward's, wirkliche Nacht urplötzlich vor den Augen des Vikari's, als stünd' er mitten in der Finsternis Ägypti, denn es preßten sich zehn Finger auf seine Augen und eine Mädchenstimme flüsterte:

Hollaho!

Wer ist do?

Es war, als hätt' Hebel einen Jungenschlag bekommen, die Antwort auf die Kinderspielfrage blieb ihm im Hals stecken. Denn es waren ja nicht die weichen Finger der Pfarrjungfer, sondern rauhere, die vielleicht mit Besen und Karst hantierten, es waren nicht die ihm wohlbekanntem

Laute der Pfarrjungfer, sondern ganz andere, aber doch nicht fremde, sie klangen ihm bekannt.

Die Decke fiel endlich von seinen Augen, er drehte sich um: da stand allerdings nicht Gustave, sondern wie eine Rose erblüht Eiseli, der Leimstollenwirtin Töchterlein von Leitersberg.

Oft war er auf seinen Wanderungen nach der Hardt-
residenz, wenn er nicht mit dem Rheinschiff reiste, in jener
nußbaumumkränzten Herberge an der Landstraße zwischen
Freiburg und Krozingen eingekehrt, hatte oft dort sein
Nachtquartier genommen; auch später noch in seinen Vikars-
jahren auf seinen Vakanzausflügen war er der alten Ein-
kehr treu geblieben und das Eiseli, ein munteres, busperes,
schwarzäugiges Ding, der Leimstollenwirtin Herzblatt, war
sozusagen unter seinen Augen aufgewachsen. Mehrmals
hatte er ihr vom Staufener Markt oder von der Freiburger
Meß kleine Geschenke mitgebracht, aber selbst vor zwei
Jahren noch, als er das letztemal dort gewesen, sie als
Kind behandelt. Der Weiler Schulmeister war ihr Vetter.

Wohl hatte ihm Gustave vor einigen Tagen gesagt,
sie bekommen im Pfarrhaus eine neue Magd von Wolfen-
weiler, aber wenn die Rede auf dieses Hauskapitel kam,
nahm der Vikari gern Reißaus und hatte auch diesmal
nur mit halbem Ohr zugehört. Jetzt aber stand's vor
ihm, das Eiseli, kräftig erwachsen und voll entwickelt, aber
doch schlank und fein, blauschwarz war ihr volles, reiches
gekräuselttes Haar, schwarz ihre Augen, bräunlich ihr Antlitz,
aber ihre Wangen frischrot, sittig und sinnig ihr ganzes
Wesen und doch blitzte und wetterleuchtete etwas aus ihrem
Gesicht, was ihn verwirrte und einen Augenblick betreten
machte. Bald jedoch erholte er sich aus seinem Erstaunen
und faßte sie fest ins Auge.

Sie aber sprach: „Zürnet's nit, Herr Vikari, daß ich
ein bizzeli G'spaß g'macht hab'. Hab' Euch ja allewil

so wohl mögen, Ihr glaubet's gar nit, wie arg! Hab' auch die letzten zwei Jahr, seit Ihr nit mehr bei uns eingekehrt seid, gar oft an Euch denkt, schier mehr noch als früher. Und was mich schier tröstet hat über meiner Mutter Tod, ist gewesen, daß ich hieher kommen sollt' zum Vetter Schulmeister und ins Herr Pfarrers. Hätt' nit brauchen z' dienen, Ihr wisset, wir haben's, und hätt' schon mehr als ein' Unstand haben können, aber ich bin gern hieher kommen auf Weil. Aber was bin ich so dumm? Ihr werdet halt müd' sein und Hunger und Durst g'spüren. Die Pfarrleut sind alle fort: die alt Frau Pfarrerin ist mit der Jungfer go Grenzach und ein Herr mit, vielleicht der Jungfer ihr Liebster. Der Herr und die jung Frau Pfarrerin sind im Ort auf einer Täuffi. Ich will Euch ein Chrüslü längen, frischen süßen Anken und ein Hammeschnitzli hat die Frau Pfarrer noch g'rüstet für Euch, wenn Ihr kämet!"

Und mit einem Rückblick voll reizendster Ammut auf den Vikari enteilte das Lisele, schlank und schlief wie ein Reh, es gaukelten, glühend im Abendstrahl, ihre schwarzen befranzten Kappenbänder, es flatterten die Zipfel ihres schwerseidenen violetten Mailänderhalstuchs und flogen die in die prachtvollen niederhängenden Zupsen eingeflochtenen Seidenschleifen.

O, Simsalirim und Markgräfermaidli! Ist's Proteus oder Geinet, die heut ihr Spiel treiben? Das Männlein in der Gartenlaube hätte müssen mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn es nicht sofort gemerkt hätte, wie viel Uhr die Glocke geschlagen bei dem Lisele aus dem Leimstollen! Was sie hatte sehen lassen, war doch ein klein wenig mehr, als das gewöhnliche Aufleuchten der Freude, wenn man einen lieben alten Bekannten wiederfindet!

Hebel hatte ja überhaupt etwas in seiner Art, was ihn, ohne daß es von ihm beabsichtigt wurde, den Frauen

angenehm machte, ganz wie sein Zeitgenosse und späterer Liebling Jean Paul. Wohl war er durchaus kein im eigentlichen Sinne hübscher Mann, zwar etwas über mittelgroß, aber im Gehen schlendernd und vorhängend, ohne alle Aufmerksamkeit auf sein Äußeres. Aber sein seelenvolles Auge, das lustig gekräuselte Haar, der feine Mund, um dessen Züge es beständig wetterleuchtete, die Leichtigkeit, wenn er im Frauenkreis einmal warm geworden war, ein interessantes Witzspiel anzuheben, und zu Ende zu führen, sein unerschöpflicher, aber nie beißender Humor, machten ihn noch in spätern Jahren Frauen anziehend, die in höhern Lebenskreisen daheim waren. Was Wunder, wenn ihn, den noch ledigen jungen Mann, ein einfach Landmädchen, die unter den reichsten Burschen die Auswahl hatte, ins Aug faßte, ihm ihr Herz aufstat und ohne Schminke beichtete. Was Wunder aber auch, wenn das Herz der guten Gustave, beständig auf die Folter der Etiquette gespannt, erzitterte über dem Zweifel, ob er je aussprechen werde, was sie ja nicht aussprechen konnte, was sie aber heute ganz gleichgültig hinzunehmen sich besonders den Anschein gegeben hatte.

Nach wenig Augenblicken kam Liseli wieder, sie setzte heiter plaudernd das steinerne „Chrüsli“, des Markgräfers liebstes Hausgerät, auf den Tisch, brachte Schinken, frische Butter und neugebackenes Brot. Hebel blieb ernst und bat sie mit wehmütigem Blick, den Herrn Pfarrer zu rufen.

Das war aber freilich nur ein Kunstgriff, um allein zu sein, denn sein Entschluß war schon gefaßt. Als sie fortgegangen war, kritzelte er auf die dritte Seite des Briefbogens abermals ein paar Zeilen, faltete das Papier und legte es unter den Jaspis. Dann trank er ein Glas Wein und in der Eile oder Zerstreung ein zweites, ergriff Hut und Stock und schritt wie im Traum der Gartentür zu. Ungesehen gelangte er durch den hohen steinernen Torbogen in die enge, hoch mit Mauern eingefasste Pfarrgasse.

Dann ließ er einen Blick voll Herzbraut hinaufgleiten an der Giebelseite des alten Pfarrhauses mit seinen Rundscheibfenstern, über die grüne „Reblander“, welche den halben Giebel überspann. Dort oben zwischen den Giebelfenstern schwebte, noch aus der katholischen Zeit dieses Pfarrhauses übrig, aber noch ziemlich erhalten, eine gemalte Muttergottes mit güldener Gloriette und einem pausbäckigen Christkindlein auf dem Arm, gen Himmel. Dort oben war seine „Stabhalterei“, dort hatte er nach so manchem geistgesegneten Tag, im trauten Freundeskreis durchgenossen, so manche Nacht verträumt, dort hatte er gehofft, gerade heute zu träumen von seligem Glück und eigenem Heim. Leb wohl für immer, du liebes Haus, du süße Heimat, du seliger Jugendtraum! Sinsalirim, ich komme! Wenige Schritte trugen ihn ins Freie.

Auf dem Sträßlein fuhr auf einem Bernerwägeli ein Waldbauer, seine Ulmer Maserpfeife rauchend, landab. „Wohin, guter Freund,“ rief ihm der Vikari zu.

„Efringen zu! wollt Ihr mit? Es fährt sich z’halbzweit welleweg kurzweiliger!“ sprach der Bauer, ein Wäldewirt, und hielt an. Dem Vikari war’s recht. Er saß auf, langte seine Pfeife heraus, füllte sie und steckte sie in Brand. Der Fuhrmann gab seinem Räßlein einen Fitzer, es griff scharf aus und das Gefährt flog, mächtige Staubwolken aufwirbelnd, durch’s Rebland abwärts in den Schwülen, wetterschwangern Abend.

4. Hauptstück.

Wetterwolken am Himmel und in den Herzen.

Wie bereits bemerkt, war der Weiler Pfarrhof der Mittelpunkt des Wiesentäler Freundeskreises. Aber die Gastfreundschaft blieb nicht eingeschränkt bloß auf die paar näher Befreundeten.

Auch sonst wußten z. B. manche Lörracher, wo sie an schönen Sonntag-Nachmittagen sich, freundlich begrüßt, mit Weib und Kind niederlassen und auf ein paar Stunden den Werktagstrubel vergessen konnten: es war im Pfarrhof zu Weil. Kraßt sich ein Basler Herr so oder so verlegen hinterm Ohr: „Wo nimm i 's nächst Johr mi Rebma her für mini Rebe am Tülliger Berg?“ sein Gesicht verklärt sich, er setzt sich mit seiner Frau Liebsten auf seinen Char-à-banc und kutschiert Weil zu und hält vor dem Pfarrhof und der Herr Pfarrer hat ihm schon einen in petto, und dann wird ein Chrüsli gelängt und geplaudert, derweil die Frau so und so von Basel das neueste aufischt an Moden und Stadtereignissen und sich Weiler Waihe und Kaffee schmecken läßt. Die Kollegen aber aus dem ganzen Wiesental und aus dem halben Rebland, führt sie der Weg nach Basel, ja, welcher würde denn zu Weil am Pfarrhof vorüber fahren oder wandern und nicht dem Günttert seine Weinkompetenz mustern und bei dieser Gelegenheit wieder etwas Neues erspähen so nah bei Basel über Theologie, vakante Pfarreien, Mißgriffe des Kirchenrats, den König von Frankreich und des Scholers Nase auf der Basler Bruck.

Dabei aber war der Weiler Pfarrherr nicht nur Respektsperson in seiner Gemeinde wegen seiner großen pastoralen Begabung und der liebevollen Hingebung an seinen Beruf, sondern auch wegen seiner ungeheuchelten Leutfeligkeit und seiner rastlosen Fürsorge für alle Notleidenden in der Gemeinde. Niemand im Ort war ihm ernstlich feind, und doch kam das Mein und Dein zwischen ihm und den Gemeindemitgliedern wegen der Zehnteinahme oft und viel ins Spiel. Der Pfarrer war hierin grundsätzlich mehr Amboß als Hammer. Als Theolog und Prediger huldigte er, wie fast alle seine jüngeren Kollegen, dem Rationalismus, trug aber eine herzliche

innige Frömmigkeit in der Brust und arbeitete auch als Pfarrer noch fleißig fort an seiner wissenschaftlichen Durchbildung. — —

Ungefähr zehn Minuten nach dem Weggang Hebels kam Günttert eiligen Schrittes durch den Hof und erschien unter der Gartentür, nach der Laube spähend. Er war ein starker und hübscher Mann in der Vollkraft seines Alters, nur wenig Jahre älter als Hebel, voll angeborener Würde, doch ohne all jene Härte in den Zügen, ohne all jene Steifheit im Gang, welche der in den spanischen Stiefeln der Orthodogie einhergehende und in die hohe Krawatte der Amtsetifette eingeklemmte evangelische Pastor leicht annimmt, wie das Eisen den Rost.

Der „Vetter Vogt“ war durch Eiseli von der Küche aus bedeutet worden, der Herr Vikari sei im Garten; er rief also, da er ihn im Gartenhaus nicht erblickte, mehrere Mal laut: „Stabhalter“, aber kein Stabhalter gab Antwort. Jetzt fiel ihm der Zettel unter dem Jaspis ins Auge, er öffnete ihn, las und las und konnte nicht gescheit werden. Hebels Replik lautet:

Werteste Jungfer Gustave!

Es ist wahr, es presst nicht, und wird bald wie viel anders eine alte Geschichte sein. Alles wird alt, das beste Eisen rostet. Die größten Feldochsen verwittern, unser Leben verweht, wie ein blasser Herbstabend, und die Rekapitulationsplütschi nehmen ein End, wie 's Hornberger Schießen. Es hat halt nicht sollen sein; der Sütterlin in Pennsylvanien meint, ich soll zu ihm kommen und ich mein' auch, das wird 's Beste sein. Meine Herbstvakanz bring' ich dasmal auf dem Wasser zu. Dem Vetter Vogt schreib ich von Mällen oder Hügeln aus; nach Lörrach mag ich nimmer. Meine Siebensachen dort sind bald gepackt, er wird

mir's nach Müllen besorgen oder besser selber bringen. Uffa, ihr Lieben alle, und tausend gute Ding. Tausend, tausend mal lebt wohl und Ihnen insonderheit schenke der Himmel seinen Segen allen zu Ihrem Vorhaben.

Ihr

J. P. H.

Günttert schüttelte den Kopf, denn er konnte und konnte aus dem Geschreibsel nicht klug werden. Zuletzt aber glitt ein Lächeln über seine Züge, er glaubte auf das rechte Trümel gefommen zu sein: das war halt wieder einer jener zahllosen gemüthlichen Schalkstreiche, wie sie Hebel so gern ausheckte, mit einer gewissen Feierlichkeit beginnend, die sich aber bald genug in allgemeine Heiterkeit auflöste. Offenbar wollte der Stabhalter jetzt in der Herbstvakanz ein wenig herumtummeln, und wollte von seinen Freunden aus irgend einem Versteck hervorgeholt sein. Der Vikari hatte immer ein paar Schnurren parat: ohne Zweifel hatte er in der Müllheimer Gegend irgend einen Extrajahrgang vom Markgräfler entdeckt, wollte jetzt Probe halten, derlei Nord- oder Südpolexpeditionen schlugen im selten fehl.

Aber bald entdeckte Günttert unter der Gartenbank noch ein Papier, er hob's auf und fing an zu lesen. Es war der uns schon bekannte Brief Simsalirims, der dem Vikari entweder zufällig entfallen oder von ihm als Eregefe seines Weggangs absichtlich verloren worden war. Jetzt freilich bekam die Sache ein ander Gesicht. Günttert wußte sehr gut, wie Hebel in letzter Zeit oft vom „Umsatteln“ geredet, er kannte seine große Verstimmung, weil ihm mehrere Meldungen fehlgeschlagen hatten. Er kannte auch die reizbare Natur Hebels, und wußte, daß er leicht zur Eifersucht zu bringen sei. Er ärgerte sich darum rechtschaffen über seine Schwägerin, denn der Berginspektor

war ganz zufällig heut früh ins Pfarrhaus gekommen, war nur bis Basel mitgefahren, um dort seine Braut zu besuchen. Es war also nur eine Neckerei Gustaves gewesen. Aber auch der Vikari verdroß ihn, daß er die Sache so ernst genommen.

Jedenfalls lag nun so viel am Tag, daß der Stabhalter dasmal gründlich „us em Hüsli“ geraten sei und daß der Freund nahe daran war, unter dem Eindruck des Briefes Simsalirims einen recht dummen Streich zu begeben. Die Sache, kam's ihm vor, werde gar nicht mehr so leicht ins Gleis zu bringen sein, wenn man dem Stabhalter Zeit lasse, seine pennsylvanischen Eier erst einige Tage zu bebrüten. Dabei kam die Begegnung Hebels mit dem Eifeli und der Zusammenhang dieses Ereignisses mit dem „Markgräfermaidli“ im Brief des Amerikaners nicht einmal in Betracht bei Günttert; davon ahnte er ja nichts, sonst wäre ihm die Lage noch gefahrdrohender vorgekommen.

Währenddessen fuhr die Pfarrchaise in den Hof, gleich darauf eilte Gustave, Hut und Mantel vor der Haustür dem Eifeli übergebend, und von ihrer Mutter, der Frau Pfarrer Fechtin, gefolgt, über den Kiesweg ihrem Schwager entgegen dem Gartenhaus zu. Auf seinen Gutenabendgruß, den sie nur flüchtig erwiderte, sah sie sich erst im Gartenhaus um und dann ihren Schwager fragend an. Er reichte ihr schweigend das Billet, das er noch in der Hand hielt. Dann ging er seiner Schwiegermutter, einer noch sehr wohl konservierten Matrone entgegen und der Frau Karoline, die soeben auch zurückgekommen war, an Wuchs, Gestalt und Gesichtszügen das Ebenbild ihrer Mutter, beide dem äußern Ansehen nach verständige, ruhige und leidenschaftslose Naturen. Gustave zeigte eine schlanke, schön gewachsene, ungemein zarte Gestalt mit einem regelmäßigen, fein geschnittenen Gesicht, leuchtenden blauen

Augen und einer reichen Fülle natürlicher dunkelblonder Locken auf dem Köpfschen. Auch auf ihrem Gesicht lag etwas durchaus Klares, Helles, durch und durch Verständiges.

Als Günttert wieder zu ihr trat, hatte sie eben die letzten Zeilen des Vikars durchgelesen und brach in ein helles Lachen aus.

„O Hanspeter,“ rief sie, „du alter pennsylvanischer Seestädter! Ja wenn du die drei Änter Schopfen, Röteln und Badenweiler mit einpacken könntest samt allem, was drum und dran hängt, mit den Rebbergen und den Matten und den Tannenwäldern, mit dem Tällinger Berg und dem Riedlinger Bad, der Müllener Post und dem Lörbacher Hirzen, mit allen Heustöckeln, die im Felde hopfen und allen Muckheimern, die im Heu —“

Weiter ließ sie Günttert nicht spotten, er gab ihr den offenen Brief Sütterlins, ihr denselben dicht vor die Augen haltend.

„Das alles, liebe Gustave,“ sprach Günttert sehr ernst, „wird er wohl mitnehmen, denn er hat ein großes und weites Herz und ein sehr treues, aber ich fürcht' sehr, etwas wird er daheim lassen, etwas im Weiler Pfarrhof!“

Gustave las und behielt auch jetzt ihre Heiterkeit, bis sie an die sie selbst beurteilende und so schwer treffende Stelle kam. Da überzog tiefere Blässe ihr sonst schon bleiches Antlitz; ein herber, harter Zug kam zum Vorschein; es war schier, als wollt' ein zornig Tränlein unter ihren Wimpern hervor, aber es durfte nicht. Sie warf den Brief zu Boden, hob ihn aber sofort wieder auf und las ihn zu Ende.

Jetzt drängten sich auch Mutter und Schwester, die seither in kleiner Entfernung die Erlebnisse des heutigen Tages ausgetauscht, heran, und Günttert teilte ihnen mit, was er wußte und von der Sache hielt, während Gustave in mühsam unterdrückter Aufregung da stand.

„Der abscheuliche Mensch!“ fuhr Gustave heraus; aber Günttert, der kein Freund von aufregenden Szenen war, suchte zu beschwichtigen.

Das eben eintretende Eifeli wurde nun von Gustave in ein scharfes Verhör genommen. Sie wußte über Hebel und seine Entfernung aus dem Garten natürlich auch keinen weiteren Aufschluß zu geben, aber über dem Examen kam heraus, daß Hebel und Eifeli alte Bekannte seien; Eifeli erröthete einmal über's andere und stotterte, wie ein überm Schnitzstehlen ertapptes Kind, und Gustave's weiblichem Scharfblick, ihrem in diesem Augenblick der Erregung besonders scharfen Instinkt drängte sich sofort ein Verdacht auf, den sie nicht mehr los werden konnte, als ob da doch irgend etwas nicht ganz in Richtigkeit sei: das „nette Marktgräfermaidli“ in Simsalirims Brief war ihr wie ein Giftpfeil ins Herz gefahren. Sie hatte sich so schon immer geärgert, wenn Hebel mit irgend einem hübschen Maidli im Ort ein Scherzwort tauschte, und das konnte er nicht lassen. Hätte Gustave erst um das Blindkuhspiel gewußt! Aber freilich davon schwieg das liebliche Naturkind.

Um ihre Aufregung zu verbergen, wandte sich Gustave nun dem Gartentisch zu, wo das für den Vikari aufgetragene Traktament noch unberührt stand. Eifeli wurde angewiesen, zu den schon bereit stehenden Speisen Milch und Teekanne samt Geschirr herauszubringen, man wolle im Gartenhaus zu Nacht essen.

Eifeli ging unwirsch ins Haus; das Examen hatte sie geärgert. Andres, der Pfarrknecht, der ihr im Hof einen guten Abend bot und sie mit seinen Blicken schier verschlingen wollte, erhielt keine Antwort.

Im Hausgang stand ein junger geistlicher Herr, den sie zwar nicht kannte, aber mit einem Knicks grüßte, und auf seine Frage nach dem Pfarrer in den Garten wies. Es war der Rötler Adjunkt Hitzig, ein hochgewachsener,

schlanker Mann mit scharfen markierten Zügen und sehr intelligentem Gesicht. Er hatte den Abend im Verein mit Günttert und Hebel zubringen wollen und war der Überbringer einer für die Markgrafschaft wichtigen und hocherfreulichen Neuigkeit.

Der Rötler Obervogt hatte heute morgen nach dem Gottesdienst dem Herrn Spezial sub rosa mitgeteilt, daß demnächst eine hohe Fürsichtigkeit unter andern Orten auch Lörrach mit ihrem Besuch beehren werde. Der durchlauchtigste Herr Markgraf werde auf seiner Reise in die Schweiz höchst wahrscheinlich auch durch Lörrach kommen.

Günttert empfing den Adjunkt mit Kuß und kräftigem Handschlag; beider Augen leuchteten, als wären sie Brüder, die einander seit langen Jahren nicht mehr gesehen, und so war's allemal, so oft sie zusammenkamen. Günttert, Hebel und Hitzig waren ein Freundschaftstrifolium, wie's noch wenig gegeben hat oder wieder geben wird.

Diesmal aber kam der Adjunkt wirklich wie ein gottgesandter Engel ins Weiler Pfarrhaus. Daß etwas geschehen müsse, den lieben Flüchtling wieder einzufangen und ihm seinen Kopf wieder zurecht zu setzen, und daß derselbe wirklich auf dem Wege sei „durchzubrennen“, war allen gewiß. Aber was zu tun sei, wie er zu finden sein würde, darüber war die Beratung eben in vollem Gang, als Hitzig daher kam. Letzterer horchte hoch auf, als er die Kunde vernahm, und er versicherte, erst in den letzten Tagen habe ihm der Freund Stabhalter versichert, wenn er auf die nächste Meldung nicht berücksichtigt werde, so werde er dem Katheder und der Kanzel den Abschied geben. Das habe er, Hitzig, seinem Vater, dem Spezial, gesagt und dieser heute geäußert, er wolle sich anlässlich der Ankunft des Markgrafen energisch für Hebel verwenden. Es wäre nun doch recht mißlich, wenn der Vikari sich dem Markgrafen nicht vorstellen könnte. Zugleich fiel dem

Adjunkt aber auch ein, daß Hebel gegen Reinhardt den Wunsch ausgesprochen in den letzten Tagen, einmal den Pfarrverwalter Morstadt in Kleinfems zu besuchen und von da einen Abstecher auf die Bürgler Höhe zu machen. Vielleicht, daß er seine Schritte zunächst dorthin gewendet. Das waren lauter gewichtige Nachrichten, für die man dem Adjunkt dankbar war.

Gustave hatte am Gespräch wenig Teil genommen und über Tisch auch nicht viel genossen. Die mitleidigen Blicke der Ihrigen und des Adjunkts spannten sie noch mehr auf die Folter. Wenn die Freunde auch sehr interessiert waren an der Rückkunft Hebels, ihr galt die Beratung am meisten. Und doch war der Vikari noch nicht einmal der Ihre; sie hatte ja eigentlich gar keinerlei Recht, seine Rückkunft zu begehren, um so mehr, als sie sich gestehen mußte, die Hauptschuld an dem unseligen Mißverständnis zu tragen.

Sie schützte Kopfweh vor von der heutigen Fahrt und ging auf ihre Stube, die sie gemeinschaftlich mit ihrer Mutter bewohnte. Ihr Herz war voll zum Zerspringen. Dort warf sie sich auf den gepolsterten Lehnstuhl, und der Braß auf ihrem Herzen machte sich endlich Luft in einem reichlichen Tränenstrom. Ach, jetzt fühlte sie 's recht, wie ihr Herz mit allen Würzelchen und Fäserchen an dem lieben Vikari hing. Sie war zwar eine der seinigen ganz entgegengesetzte Natur, wenn auch nicht völlig aufs Urtägliche gerichtet, so doch immer aufs Praktische und Zunächstliegende. Sie überschaute denn auch den ganzen Reichtum seines herrlichen Geistes und Gemütes nicht, wie die beiden Freunde Güttert und Hitzig; sie ärgerte sich sogar manchmal über den Mangel an Energie bei Hebel, seine beschauliche Art, seine Achtlosigkeit für die Dinge der Außenwelt, seine Beschäftigung mit Sachen, welche für sie keinen Wert zu haben schienen, waren ihr oft anstößig

und forderten ihren scharfen, beißenden Spott heraus. Aber wenn er ihr dann wieder gegenüber saß am Eßtisch, am Arbeitstischchen beim Fenster, im Gartenhaus und ihr half bei irgend einer kleinen oder großen Arbeit, die Tabakswölkchen so vor sich herblies und sie anlugte so treuherzig und lieb mit seinen Schelmenaugen, da hieß es in ihr: Der und kein anderer! Sie wünschte den Karlsruher Herren Kirchenräten ihre Augen, sie zitierte mehr als einmal das ganze Konsistorium mit Haarbeuteln und Perücken auf ihre Jungfernstube und las ihnen ein gehöriges Kapitel! Und jetzt war der Pennsylvanier wie ein böser Dämon in ihr Stilleben hineingefahren, und hatte mit ein paar Federstrichen das Glück ihres Lebens zerstört!

Es war schier Nacht geworden, in der Nähe schon zuckten Blitze und rollten Donner eines heranziehenden Gewitters. Die Mutter kam herauf zu ihr und teilte ihr mit, die beiden Freunde hätten beschlossen, morgen in aller Frühe das Bernerwägeli einzuspannen und den Flüchtling aufzuspüren. Die Mutter ging wieder hinab, sie aber suchte ihr Lager. — — —

Doben in des Pfarrhauses Magdkammerlein stand am offenen Rundscheibfenster Eifeli und sah hinaus in den jetzt losbrechenden Sturm der Elemente. Es war eines jener gewaltigen Gewitter, wie sie das sogenannte „Belforter Loch“ über die weite oberrheinische Ebene entsendet. Der Sturm heulte, Blitz auf Blitz fuhr nieder, die Donner tobten und krachten, die Erde bebte in den Grundfesten.

„Der arm' Vikari“, sagte sie vor sich hin, „die Pfarrjungfer ist schuld, daß er fort ist! Sie will nur durch ihn eine fürnehme Pfarrfrau werden, aber lieb, lieb, so wie ich, hat sie ihn nicht, kann sie ihn nicht haben! Und jetzt ist er am End' gar in dem Wetter draußen, in Nacht und Sturm! Wenn ich ihn doch decken könnt'!“

In Sturm und Wetter.

Längst war indessen der Wälderwirt mit seinem geistlichen Reisegenossen am Ziel angekommen, dem anderthalb Stunden von Weil entfernten Rebdorf Efringen, und hatte dort Roß und Wägelein im „Ochsen“ eingestellt.

Hebel ging, während der Wälder sein Rößlein besorgte, in die stark gefüllte Wirtsstube; er bestellte eine Maß Alten, das war das landesübliche Fahrgeld, denn im Markgräferland werden dergleichen kleine Dienste immer in Wein ausgeglichen. Es ging laut her. Bursche aus dem benachbarten Kirchen verzehrten soeben ihren Erdbebenlohn! ein reicher Bauer zahlte ihn und der Baruch hatte das Erdbeben erlebt. Der Baruch hatte nämlich neulich geschworen in einem Roßhandel, ihn solle verschlingen ein Erdbeben, wenn der Gaul sei dämpfig. Aber der Gaul war halt doch dämpfig, als er war verkauft. In der vergangenen Nacht aber lag der Baruch im Schlaf, dachte mithin an gar nichts. Da fing sein Haus an zu zittern und zu beben und zu krachen von den Hohlziegeln bis in den Keller hinab. In Todesangst sprang der Sohn Israels aus dem Bett, und schrie aus Leibeskräften: „Kalle, Kalle stand auf, es heimt Erd! denn der Gaul ist gewesen dämpfig! Der Michael kommt, der Erzengel!“ Aber der Erzengel Michael hatte in der vergangenen Nacht in Kirchen nichts zu tun gehabt, wohl aber die Nachtbuben. Ihrer zehn hatten nämlich mit dem Leibestheil, welchen der Schöpfer dem Menschen zum Sitzen, aber gewiß nicht zum Erdbeben gegeben hat, auf ein leise gegebenes Kommando aus Leibeskräften also gegen den Sockel des Judenhauses gestoßen, daß die alte wurmstichige Baracke in allen fugen krachte. So war das Erdbeben zu Kirchen. Es wurde heute Abend vertrunken im Ochsen zu Efringen.

Es war dem Vikari zu dumpf und zu schwül in der Stube. Er stieß einmal und zweimal an mit dem Wälder, dann erspähte er die Hintertür und empfahl sich französisch, denn sein Weg ging nun von der Landstraße ab dem Rhein zu.

Gewitterig lag's überm Rheintal, dumpfer und gewitterschwerer auf Kopf und Herz des einsamen Wanderers: fast mechanisch schritt er dem nahen Jstein zu, ohne acht zu haben darauf, daß von Südwesten her hohe und dicke Wolken sich türmten und kaum noch ein schräger Strahl der sich hinterm Gewölk bergenden Abendsonne glutrot den Esringer Berg und den Jsteiner Kloß übergoss. Träg, matt war sein Gang, es war ein schwerfällig Schlendern ohne klaren Gedanken im Kopf, ohne festes bestimmtes Gefühl im Herzen; sogar die Pfeife war ihm ausgegangen.

Der dem Vikari sonst wohlbekannte Gardist am schwarzen Jsteiner Schlagbaum grüßte freundlich, und hielt ihm seine Dose entgegen, Hebel hatte sonst manches Stündlein mit dem Alten verplaudert, denn derselbe erzählte gern von seinen Feldzügen, heute drückte er ihm im Vorübergehen einen Sechser in die Hand und schritt weiter, nicht durch's Dorf, sondern unten am Rhein hin, auf dem holperigen Leinpfad. Hart am Kloß beim uralten Gottesacker stieg er zur St. Veitskapelle empor, die, eingebaut in eine geräumige felsenhöhle, düster und grämlich in die grüne üppige Rheinebene hinausschaut, von Hunderten wetterscheuer Dohlen umkrächzt. Dann ging's durch's dunkle felsentor hinaus auf den hölzernen Steg, welcher, hoch über der wild brandenden Stromflut in den fels eingefeilt, die Verbindung zwischen Bruderhäuslein und Kapelle vermittelt.

Heutzutage führt eine gute bequeme Fahrstraße unten am Kloß her: damals aber und noch bis ins dritte Jahrzehnt unseres Säkulums wusch der gewaltige Strom noch dem felskloß seinen steinernen fuß.

Dort auf der Holzbrücke machte Hebel einige Augenblicke Halt, nicht um hinauszulugen auf die noch im Scheinfrieden ruhende Abendlandschaft, nicht um sein Auge ruhen zu lassen auf dem üppigen Rheinland und den Jurabergen, der gründunkeln Hardt und dem himmelanstrebenden Wasgauriesen, nein, nur was da drunten schäumte und brauste, das fand jetzt Widerklang in seiner sturmbewegten Brust.

Stürmte er nicht auch schon daher aus dem Schweizerland seit Jahrtausenden, der junge Rhein, ein ungefügiger Geselle, begabt mit Riesenkraft? Aber lag ihm nicht auch seit Jahrtausenden ein noch stärkerer im Weg, ein langweiliger, träger, grober alter Kloß? Und geht nicht die Sage, vor vielen, vielen Jahrhunderten sei der Rhein am Kloß vorüber, ohne sich zu biegen, und hab' seinen Lauf gehabt, wo jetzt der große weite Sundgäuer Hardtwald grünt? Dann aber hab' ihn der Weg gelangweilt, und er hab's probiert mit kräftigem Anrennen, den Kloß wegzuheben und habe seinen mächtigen Wasserschwall gestaut daselbst ein paar Jahrhunderte lang, und doch demselben kaum die Schuhe sauber gewaschen? Und endlich, endlich hab' er sich bequemt, freilich mit innerem Ingrimme, den Kloß zu umgehen, sich zu biegen, da der Fels nicht wollte brechen, und hab' freilich bei dieser Gelegenheit die uralte Heidenstadt Campus niedergerannt und in seinen Fluten begraben.

Was meinst, Vikari? Gradaus sei der beste und einfachste Weg? Oha, weit gefehlt! Biegen können muß man sich, um's Eck herum muß man! Meinst du vielleicht, es sei damit getan, den eigenen geraden Weg fortzugehen ohne Bücklinge und Kratzfüße? Das ist recht, aber dafür gibt dir die Welt keinen verschliffenen Groschen! Oder meinst du, es tu' gut mit dem Kopf durch die Wand? Da kannst du dir den Schädel zehnmal verrennen, und tußt niemand weh, als dir selber! So eine verkehrte,

dumme Welt und Zeit mit ihren Vorurteilen und Nar-
heiten kümmert sich den Teufel drum, ob Hunderte und
noch bessere als du sich den Hirnkasten einrennen, sie wird
doch nicht anders, sie ist und bleibt der dumme, harte,
träge Kloß vor- wie nachher! Mach's doch auch wie die
andern, biege dich, duck dich, geh' um's Eck herum, dann
glückt's dir besser! Was ist er wert, all dein Geist und
Witz, so lang du nur der Präzeptoratsvikari von Lörrach
bist? Der dümmste Vogt, der brav Kronentaler im Sack
hat, der feiste Herrenbauer, wenn er dir auf der Straße
begegnet, achtet dich im Grunde doch nicht höher, als der
Kabisnicki, du bist und bleibst halt dem Dragunerjobbi
selig von Hausen sein Hanspeterli, der's zu nichts gebracht
hat, als zum latinischen Schulhalter! — — —

Wild toste der Strom dem Vikari zu Füßen, drüben
über'm Hardtwald erhob sich höher und dunkler die
Wolkenwand, ein schwer Gewitter war nahe.

Hebel bog den schmalen Saumpfad, der Istein und
Kleinenkems verband, rechts ein. Der Isteiner Wald-
bruder, Hugideos Nachfahr, saß vor seinem halbverfallenen
einfensterigen Bruderhäuslein auf der Staffel und betete
den Rosenkranz, den kezerischen Vikari, den er wohl kannte,
grüßte er nicht.

Es war ein unheimlicher Weg, den Hebel einschlug,
auch wenn kein Gewitter am Himmel stand. Er zog sich
meist auf dem obern Rand einer achtzig bis hundert fuß
hohen Kalkfelswand eine Stunde lang fort bis zu dem
altmarkgräflichen Fischerdörflein Kleinenkems, wo sich eine
uralte Rheinfähre befand. Unten am fels, wo heutiges-
tags ein ordentlich Fahrsträßlein hinzieht und der Rhein
weit hinausgetrieben ist und hinter sicherem Damm flutet,
fuhr damals noch der mächtige Strom hin. Die zwei
Dörfer Istein und Huttingen, letzteres oben auf der Höhe
gelegen, bildeten ein winziges Ecklein Vorderösterreich mitten

in der Markgraffschaft, einen gesuchten Schlupfwinkel für allerlei Gefindel, das sich aus dem französischen Sundgau, der nahen Schweiz und wohl auch aus der Markgraffschaft, hierher flüchtete, in den heutigestags meist vom Bahndamme zugeworfenen zahlreichen Klüften und Höhlen barg oder auch in dem mit Föhren und Hagebuchen bestandenen Wäldchen, das den Höhenrand vom Isteiner Kloß bis zur Kemser Gemarkungsgrenze frönt. Dem Vikari war der Pfad wohl bekannt, hatte er doch als Schüler des Karlsruher Gymnasiums meist die wohlfeile Schiffsgelagegenheit von Kems aus benützt, auch die reiche flora des Rheingestades, die dort zu findende Pflanzenausbeute mochte ihn wohl schon manchmal in seinen Vikariatsjahren des Weges geführt haben.

Petre

Es ging stark gegen sieben Uhr, als das Gewitter seine grellen Blitze und dröhnenden Donnerschläge längs der felswand hin entsandte. Bleigrau hing das Gewölk über das fahle Gestein hernieder, die Rheininseln umhüllend, dunkle Nacht lag über dem Weidendickicht drunten und dem Hardtwald drüben. Hebel war kein Ängstling: ein rechtes Gewitter konnte er auskosten, wie ein Kränzchen im Freundeskreis. Die geneigte Leserin braucht deshalb um unsern Helden nicht in Angst zu geraten.

Aber einigermaßen kurios wurde es ihm doch unterm Brusttuch, wie er an einer Biegung des Pfades keine fünf Schritte vor sich plötzlich einen alten, offenbar außer Dienst befindlichen österreichischen Füsilier gewahr wurde. Was tat der Östreicher hier um diese Zeit? Er trug weder Ober- noch Seitengewehr, sondern in der rechten Hand einen großen Hängkorb, unter dem linken Arm ein ungeheures, rotwollenes, aber schon stark verblichenes Regendach von jener nun längst vergangenen Sorte, unter welcher der Erzvater Jakob mit seinen zwölf Söhnen und Sohnsfrauen samt etlichen Enkeln einen Sonntagsausflug hätte machen

fönnen. Aus dem Hängkorb streckten etliche verspundete Flaschen ihre Hälse heraus und ein Schinken sein nacktes Bein, und die ganze Herrlichkeit hatte der Östreicher sicherlich nicht am Weg gefunden, auch nicht mitbarer Münze bezahlt, sondern irgendwo auf einer botanischen Wanderung in einem Wirtskeller entdeckt und mitgehen heißen. Hebel faßte seinen Rohrstock fester in die Hand und blieb zwei Schritte vor dem Soldaten stehen. Ein greller Blitz leuchtete.

„Aber wie könnt Ihr einen alten Soldaten verschrecken!“ sprach der Östreicher und reichte, den Korb einen Augenblick abstellend, dem Vikari die Hand hin.

Hebel zögerte mit der feinigsten: die Stimme klang ihm etwas bekannt, wie ein Liedlein, das man in der frühen Jugendzeit gehört hat oder wie ein Anzahlsprüchlein. Hebel fing an, nachzusinnen.

Wieder fuhr ein greller Blitzstrahl über der beiden Häupter hin, und ebenso schnell flog Hebel im Geist in seine Jugendzeit zurück, gen Schopshheim und Hausen, und seine Gedanken landeten bei einem Jahrmarktstage, wo er, der jetzige Lörracher Präzeptoratsvikari, noch als Knabe und hochaufhorchender Jünger sich zu den Füßen eines vagierenden Spenglers niedergelassen hatte. Der hatte ihn eingeweiht in die Mysterien des Meisensfangs. Die von dem Marktmanne erspähte Kunst hatte das Hausener „latinische Schuelbüebli“ zum König der Schlagbuben im Hammerwerk gemacht. Der vor ihm stand auf dem Kleinenkemsener Mühlweg war der Zundelfrieder und kein anderer.

„He, aber“, brachte Hebel endlich verwundert hervor und reichte nun auch seine Hand, „wie kommt Ihr hierher, Zundelfrieder?“

„Ja, geistlicher Herr Hochwürden“, lächelte der Füsiliere, „wir seind's, der Zundelfrieder. Belt das kommt Euch

verwunderlich für, daß wir noch am Leben seind. Hat doch erst gestern der Bahlingerjörgli Stein und Bein geschworen, er hab' unsereinen hängen sehen am Oltener Galgen. Wahr muß es sein, etwas Ungrad's hätt mir selbmal passieren können, aber sie haben nur meinen Bruder verwitscht, den Heiner! Mit mir ist's ihnen gegangen, wie den Nürnbergern. Ich bin aber ehrlich worden seit der Geschicht mit der Sackuhr, wo mir der Vogt von Diellingen nit hat glauben wollen, ich hab sie an einem Nagel gefunden, und der Pforzheimer Obervogt hat mich auf fünf Jahr ins Nuemer Schellenhaus gesprochen zwischen der Enz und Nagold. Aber der Aufenthalt dort war zu ungesund für mich, und keine anständige Arbeit für den Zundelfrieder. Da hab' ich halter bei mir selber Urlaub genommen, und bin, weil die Türschlösser verrostet waren, zu des Herrn Verwalters Kamin heraus, wo die Speckseiten gehangen. Selbe Kanzionierung hat im Durlachischen dazumal viel Spektakel gemacht, und die Steckbrief sind mir nachgeflogen wie Schneeballen, die Hatschier aber wie bissige Hunde. Aber der Frieder ist derweil schon wieder auf einem Gaul gefessen unter den württembergischen Dragonern. Da kommt bald darauf der Durlacher Markgraf zur Visite an den Stuttgarter Hof zum Karl Herzog und ich muß just neben der Chaise des Markgrafs reiten. Der guckt mich so verflammt von der Seite an, als kenn' er mich von Pforzheim her. Ich hab' dem Afford nit getraut, und machte mich durch's Anspach'sche und Bairentische in Böhmen hinein, und hab' Einstand genommen bei Belcredi, da hab ich nun mein' ehrlichen Abschied."

Jetzt flammte ein Blitz unmittelbar neben den Beiden und schlug prasselnd und knallend wie Kanonendonner in einen hohlen Weidenstumpf drunten am Rheinufer!

„Bassam!“ fluchte der Zundelfrieder, „dabei hätt' der Teufel seine Tabakspfeife anzünden können!“ und er rechte

sich, wie einer, der am Morgen den letzten Rest Schlaf aus den Gliedern vertreiben will. Hebel sog begierig den frischen Gewitterodem in sich. Da es jetzt indes stichdunkel ward und das Wetter sich mit orkanartigem Sturm und prasselndem Platzregen entlud, der bald den Pfad überschwenkte, und das Gehen darauf wirklich gefährlich machte, spannte der Gauner sein Regendach auf, und fuhr mit dem linken Arm sorgsam unter des Vikari's rechten, ihn leitend, wie einer einen Blinden führt.

„Der Teufel auch, was ich sagen wollt“, fuhr der Zundelfrieder fort, „jā so, also vom Regiment Belcredi hab' ich meinen ehrlichen Abschied, und da meine Pforzheimer Straf verjährt ist, so will ich morgen vor dem Herrn Markgraf in Müllen einen Fußfall tun, daß er mir einen Freibrief —“

„Der Markgraf in Müllen?“ fragte der Vikari.

„Seine Durchlaucht logieren seit gestern Abend zu Müllen in der Post, reisen aber inkognito!“ replizierte der Zundelfrieder mit der Gewichtigkeit eines Staatsfouriers.

Das Heulen des Sturmes und die Glätte und die Gefahr des Weges, der jetzt steil abführte zu der Kemser Felsenmühle, einem an die Felswand beim Ausgang einer Waldschlucht angeklebten kleinen Mahlwerk mit einem ungeheuren oberschlächtigen Wasserrad, hatte nicht nur das Sprechen unmöglich gemacht, sondern überhaupt jedes Weiterkommen, wenn nicht der aus der Mühle herüberdringende Lichtschimmer den Pfad erhellt hätte. Der Müller stand mitten in der Stube, und betete aus dem Starkenbuch mit lauter Stimme den Wettersegen. Das Mühlbächlein war bereits zum gurgelnden Waldbach angeschwollen und brauste und tobte über die Felswand herab dem Rhein zu.

Steil auf mußten auf der andern Seite die Zwei klettern, bis sie wieder gangbaren Weg hatten. Aber nur

noch einige Schritte, und siehe, den einsamen Nachtwanderern leuchtete durch Dornestrüpp und Hagbuchegebüsch auf einmal ein mächtiger Feuerschein entgegen. Der Zundelfrieder tat einen grellen Pfiff, einige Hunde schlugen an mit wildem Gebell, wurden aber, wie es schien, durch Worte und Schläge sofort zur Ruhe verwiesen. Der Vikari und der Zundelfrieder standen vor der sogenannten „Bettlerküche“, einer großen Felshöhle: sie war dazumal ein sehr beliebtes und gesuchtes Lokal für die in der Gegend hausenden Zigeuner, Zainenmacher, Spengler und Schnurranten. Dort lagerte die Bande des „roten Schäferich“, eines am Oberrhein hausenden Zigeunerführers; man feierte, wie der Zundelfrieder dem Vikari ins Ohr flüsterte, eine Hochzeit. Es ging hoch her: Zither- und Geigenklang und Klarinetton erklangen und vereinigten sich zu einem lang anhaltenden Tusch, als der Zundelfrieder sichtbar wurde, und seinen Korb mit dem Festproviand triumphierend emporhob. Der „ehrlich Gewordene“ gastierte im Augenblick bei der Zigeunerbande, welche zusammen, groß und klein, Männlein und Weiblein, ungefähr fünfzehn Köpfe stark war.

Der Schäferich zog ein ziemlich saures Gesicht, als er hinter dem Frieder die „Chatz“ — Zigeunername für Geistlicher — austauschen sah. Der Ägypter-Hauptmann, ein junger, groß und schlank gewachsener Mann mit blau-schwarzem, dichtem Kopfsaar, funkelnden kohlschwarzen Augen und beinahe kupferrotem Gesicht, mochte der Meinung sein, es sei dem Pfaffen nicht recht zu trauen; aber ein paar Worte in der jeniſchen Sprache, die ihm der Frieder zuplauschte, schienen ihn rasch beschwichtigt zu haben, denn er entforkte alsbald eine der eben angekommenen Flaschen, füllte zwei Gläser und kredenzte eines dem Vikari, welcher wohl oder übel auf die Gesundheit der reich geschmückten Zigeunerbraut und ihres Bräutigams,

eines liebenswürdigen, ungewaschenen Jünglings von achtzehn Jahren, anstoßen mußte. Dann drückte sich der künftige Kirchenrat und Prälat in eine Ecke und sah teilnahmslos in das wirre bunte Getreibe. Er mußte hier aushalten bis das draußen noch immer tosende Wetter und der Platzregen nachgelassen hatte.

Wir müssen aber hier einstweilen die Erzählung einen Augenblick unterbrechen. Denn wie draußen der Donner rast, und der Regen prasselt, kocht's vielleicht im Herzen mehr als eines Lesers, und ist ein Wetter über den armen Verfasser dieser Geschichte im Anzug, daß er nicht anders kann, als auch einen Augenblick unterschlupfen, wenigstens unter das Regendach einer Apologie. Hebel ist sonder allem Zweifel bereits ein Nationalheiliger geworden für den badischen Oberländer. Sorgsam wird sein Bildnis seit Jahren abgebürstet und abgewaschen und kein Stäublein seiner Jugendtorheiten haftet mehr an ihm. Das ist auch recht so und ganz in der Ordnung.

Aber da kommt jetzt anno einundachtzig so ein Kalendermacher, und will der Welt weiß machen, der Hebel habe einmal den Kappel bekommen, nach Amerika zu wollen, in Weil draußen habe das Eiseli aus dem Leimstollen ein Aug' gehabt auf den Vikari, und der habe der frommen, sanften Pfarrjungfer in Weil den Verdruß gemacht, bei Nacht und Nebel eben in dem Augenblick fortzulaufen, wo die Verlobung sollte vor sich gehen, sei dann unter die Zigeuner geraten und habe mit diesen sozusagen Brüderschaft getrunken. Solche Alfanzereien zu glauben, mutet dieser Kalenderschreiber dem gebildeten Publikum zu, das doch genau weiß, was mit dem Hebel passiert und nicht passiert ist. Da kann man sich dann schon einbilden, was noch Alles kommt! — Nur stät! sagt der Schulermichel. Für's erste ist der Hebel nicht als Heiliger auf die Welt gekommen, sondern erst in Karlsruhe

einer geworden, wo sie ihn zum Kirchenrat gemacht, und so viel zu schaffen aufgeladen haben, daß heutzutage drei Ministerialräte daran genug hätten. Da vergingen ihm die Vikarspoffen. In dieser Geschichte soll aber eben der Vikari, und nicht der Kirchenrat Hebel beschrieben werden.

Fürs zweite, was die Jungfer Gustave und das Eiseli anlangt, so warte der geneigte Leser doch gefälligst, was nachkommt. Lebte übrigens der Schulmeister Bronner selig von Weil noch, so könnte der über sein Bäsli, eben das Eiseli, noch reineren Wein einschenken.

Fürs dritte mit dem Zundelfrieder ist's nicht so gefährlich, das wird sich nachher gleich herausstellen. Und zudem gibt's heutzutage auch noch Zigeuner, schier mehr, sollte man oft meinen, als anno einundneunzig und jedenfalls mehr Vagabunden, und es könnte einem Vikari auf der Vakanzreise ohne weiteres am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ganz das gleiche Malheur passieren, ohne daß er auf Abenteuer ausginge. Da ist weiter nichts dabei.

Zum vierten und letzten hat der Schreiber dieses Buches einen Freund, einen sehr guten Freund, der macht Theaterstücke. Derselbe hat ihm einmal gesagt, in jedem Theaterstück oder so einer Geschichte, wie der Präzeptoratsvikari, müßten ein paar Liebchaften oder dergleichen vorkommen, sonst läsen's die Frauenzimmer nicht gern. Auch ein paar Räuber täten gut zur Verzierung. Es ist ausgemachte Tatsache, daß die Pfarrjungfer den Vikari wollte, daß sie in ihn verliebt war, und daß ein so schmuckes und wohlhabendes Wirtstöchterlein, wie das Eiseli, das eigentlich im Weiler Pfarrhof nur auf der Schnellbleiche war, ein Gleich vom kleinen Finger gegeben hätte, wenn der Hebel sie zur Pfarrfrau zu erheben versprochen hätt', ist sattfam zu glauben.

Der Zundelfrieder aber war kein Räuber, Hebel hat ihn gekannt, im Hausfreund steht's, also wäre alles in

Ordnung, und der Verfasser darf, wie ein anderer Buchschreiber seine Hände in Unschuld waschen.

Doch will er versprechen, daß er den Helden in späteren Kapiteln in bessere Gesellschaft bringen will und eigentlich Ungrads wird ohne das nichts vorkommen. — — —

Derweilen hatte die Zigeunermutter sich vor dem Vikari auf die Knie niedergelassen, Karten vor ihm ausgebreitet, und schickte sich an, ihm Karten zu schlagen.

„Zwei Mädchen“, sprach sie, „haben Freud' am geweihten Buben, aber keine bekommt ihn. Dem Wasser zwar geht das Herrle sorgsam aus dem Weg; aber wenn er den Weibern aus'm Weg geht und keiner Teil gibt an seinem Tisch und Bett, hat er viel, viel Glück auf Weg und Steg. Leben wird er mit großen Herren, mit Fürsten an der Tafel speisen und ein gerühmter Musikant werden weit und breit. Sogar Bischof kann er noch werden, reich an Ehren und Würden, und sterben wird er in einem Schloßlein am grünen Wald!“

Der Vikari lachte: „Ihr meint's gut mit mir, Großmutter! Aber Ihr habt in die lezten Karten gelangt, ich bin ein Kezer, und mit dem Katholisch- und Bischof werden und im Cölibat sterben habt Ihr's nicht getroffen. Von der Musik versteh' ich auch nichts und mit den großen Herren eß' ich nicht gern Kirschen!“

„Herrle, Herrle“, sagte die Zigeunerin, und hob ihren Zeigfinger in die Höh', „verschwört nichts, und was nicht ist, mag noch werden! Meine Karten lügen nicht!“

Hebel griff in die Tasche, um der Alten ein Trinkgeld zu geben für ihre guten Wünsche, aber der Beutel, ein Geburtstagsgeschenk Gustave's, fand sich nicht; er griff in die linke Tasche, er suchte alle Taschen aus, der Beutel war fort. Er wollte wild werden und auf den Boden stampfen. Aber der Zundelfrieder, der sich eine Weile abseits mit dem Schächlerich unterhalten hatte, jedoch den

Vikari nicht aus den Augen gelassen, trat mit unnachahmlicher Anmut vor den Zürnenden, zog ruhig einen seidenen Zwerchbeutel aus dem Sack, hob ihn ans Licht und sprach:

„Ist das der Beutel, den Ihr sucht?“

Es war das corpus delicti. Hebel bejahte.

„Ein ander Mal gebt besser auf Eure Sachen acht, wenn Ihr wieder auf dem Mühlweg marschirt“, sprach er schmunzelnd. „Ihr habt's nicht immer mit ehrlichen Leuten zu tun, wie wir sind, die das Gefundene dem Herrn wiederbringen!“ Damit gab er den Beutel zurück.

„Zundelfrieder“, sagte der Vikari, „wenn Ihr beim Markgrafen Zeugnis brauchet über Eure Ehrlichkeit, so beruft Euch auf mich!“ Der Frieder nickte lächelnd. Hebel gab nun der Alten einen Zwölfer und verabschiedete sich von den Zigeunern.

In fünf Minuten hatte er das Dorf erreicht und klopfte am Pfarrhaus an bei seinem Studienfreund, dem Pfarrverwalter Morstadt, der ihn zum Übernachten einlud.

Da jedoch so ein schnellvergänglicher Pfarrverwalter höchstens ein wenig Neuen im Keller hat, so lassen wir für heut den Vikari unter dem schützenden Obdach seines Pfarrhauses und wenden uns links bergab zum Blumenwirt; der stellt uns ein Schöpplein von seinem Generalwein auf, dem Kachelfluher von anno sechsundsiebzig.

6. Hauptstück.

Plänklergefecht.

Auf die Gewitternacht folgte ein wunderheller, zwar etwas frischer und kühler Morgen, aber einer, der so recht wohlthat auf die Schwüle der letzten Tage. Die Sonne litt keinen Nebel, sie machte kurzen Prozeß damit, wie

die geschäftige, erackte Hausmagd die Spinnweben nicht leidet, sondern durchfährt mit kräftigem Besenstrich.

„Gustave, was tust du schon auf? Du hast ja nicht geschlafen die Nacht!“ vernahm die Pfarrjungfer, die schon auf den Füßen war, die mütterliche Mahnstimme hinter dem Umhang hervor.

„Der Hitzig und der Schwager sind auch schon auf und wollen ja bei Zeiten fort!“ entgegnete Gustave und entschlüpfte dem dumpfen Schlafgemach.

In der Tat brauchten die beiden Freunde Hebels keinen Wecker: die Entdeckungsreise nach dem „Pennsylvanier“ war ihnen ein Anliegen.

Das energische, blitzende Morgenlicht tat dem unruh-vollen Mädchen unendlich wohl. Ihr üppig Lockenhaar war unter einem feinen blühweißen Battistkopfstuch verborgen, nur ein paar Stirnlocken stahlen sich drunter hervor; den schlanken Hals deckte ein lose umgeschlungenes himmelblauseidenes Halstuch, ein hellröthliches, mit Rosensträußchen geblühtes Morgenkleid mit etwas Garnitur und eine schneeweiße ringsgarnierte Schürze mit Brustlätzchen bildete den Morgenanzug, der zu dem feinen, der schlaflosen Nacht halber besonders blassen Gesicht paßte. Ihre ganze Gestalt hatte etwas ungemein feines, Zartes, Durchsichtiges. Niemand, der sie nicht näher kannte, hätte in ihr auf den ersten Anblick den Höchstkommmandierenden im Pfarrhaus erkannt. Und doch war sie, ja sie fast allein, die strenge Gebietigerin von Pfarrknecht und Pfarrmagd, diejenige, die an den Zehnttagen Herzen und Nieren durchforschte, und manchmal in eigener Person auf den Speichern, in den Scheuern und Kellern der Zehntpflichtigen Kontrebande suchte und entdeckte. Sie war die Finanzrätin für die weitläufige Feld- und Rebwirtschaft des Pfarrers, sie gab Rat und Befehl, wie ein Vogt, war gefürchtet in der Gemeinde, gefürchtet vom Hausgesinde und den Tagelöhnern.

Eiseli hatte, als Gustave herabkam, bereits Suppe und Milch über, gab aber neben dem den Hühnern das Morgenfutter. Die Pfarrjungfer rettete die Milch noch vor dem Überlaufen, und Eiseli bekam einen gehörigen Wischer zum Morgengruß. Andres, der Pfarrknecht, war spät heimgekommen, erhielt sein gesalzen Kapitel, und zwar von der Haustür aus, über Leichtsin und Nachtschwärmerei, während er den Fuchs anschirrte. Er wagte nicht zu mucksen, sondern senkte, wie der Gaul, sein Haupt vor der helllönnenden Gerichtsposaune.

Der Pfarrer befand sich noch im Schlafzimmer und zerrte an einem neuen Stiefel, der nicht an den Fuß wollte. Der Adjunkt jedoch befand sich bereits in der Wohnstube und hörte mit Verwunderung Gustave's Morgensermon. Von Natur zwar nicht zum Propheten angelegt, obwohl Oberpriester am Proteusaltar, beschlich ihn einen Augenblick lang eine Vision. Es war jedoch kein Blick, wie ihn Moses hatte vom Berg Nebo aus, sondern die Zukunft seines Freundes kam ihm vor, wie jenes Guckkastenbild, in dessen Hintergrund ein Ehemännlein vor seinem Ehezweidrittel kniet, und jenes bekannte Fußbekleidungsstück küßt. Die Vision aber ging schnell vorüber: er bedachte, wie der gute kontemplative Günftert so wenig geeignet sei, ein strammes Hausregiment zu führen, wie leicht die sanfte Frau Karoline sich von Knecht und Magd und Tagelöhnern hinter's Licht führen ließ. Wie gut war's also, daß wenigstens eines in dem großen Haushalt ein strenges Regiment zu führen verstund.

Völlig entwaffnet wurde der Adjunkt aber, als Gustave mit dem Kaffeebrett in die Stube trat, mit herzlichem Gutenmorgengruß, heiter lächelnd wie die Morgensonne, wie eine Sonne freilich, die noch vom zerfahrenen Gewölk eines Nachtgewitters verfolgt wird.

Und sie durfte ihm wohl zulächeln, dem Adjunkt. In seiner Hand, das wußte sie, ruhte auf der Entdeckungsfahrt das Steuer in dem weiten Wolkenmeer, in das sich ihr Liebling verloren hatte auf schwankendem Nachen. Proteus, der mächtige Wolkenfänger, mußte erhören, wenn sein Oberpriester, der klarsinnige Köhler Adjunktus, vor ihn hintrat mit Priesterbinde und Opfer und den Freund zurückforderte, Proteus mußte den entschwundenen Parmenideus, alias Stabhalter oder Präzeptoratsvikari, wieder lebendig herausgeben, und hätt' ihn der Geinet bereits versenkt und verschlammt in des Bergsee's grünschwarzer Tiefe, oder verdolben unter einem Säustel feldböchlein. Auf welcher Straße Steisebrufers er auch meßgete, der Parmenideus, noch war er jedenfalls seit gestern nicht so weit ins Gleis der Schwabenhämmel geraten, daß ihn Zenoides nicht wiederzubringen vermochte ins rebumranfte Gartenhaus! Aber freilich mit keiner Miene und mit keiner Silbe ließ sie merken, wovon ihr Herz voll war. Vielmehr fand sie's ganz natürlich und in der Ordnung, daß die Herren jetzt zwischen Öhmdet und Herbst einen kleinen Strich unternehmen ins „Niederland“ und dem Herrn Propst in Bürglen einmal den längst versprochenen Besuch machten. Es hätte aber auch mitten im Heuet oder in der Ernte sein können, der Andres hätt' ihr nicht schnell genug einspannen können.

Als Schwager Günftert endlich mit seiner Toilette fertig war und, in die Wohnstube heraustretend, sich merkwürdigerweise noch eine Weile vor dem Spiegel herumdrehete, fragte sie, ob er noch einmal auf die Freierei aus wolle, und ob er noch schöner zu werden gedenke, daß der Kaffee absolut kalt werden müsse. Und dann saßen die beiden da, wie ein Pfund Schnitz, und sürpfelten und löffelten, als ob sie Perlen fischen müßten aus dem Kaffeekächeli, und sungen gar noch ein Lang's und Breit's an über den zu fahrenden Weg

Da ging sie hinaus in den Garten und sang:

Ach wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.

Endlich bestiegen die zwei das Wägeli, Kappi, der Hofhund, zerrte an seiner Kette, Bummer, der Spitz, der mit durfte, hüpfte und bellte ums Fuhrwerk herum in gewaltigen Sätzen. Da kam Gustave und brachte noch einen Mäje aus allerlei Herbstblumen, auch mehrere Spätrosen drin und reichte ihn auf den Wagen hinauf. Weit offen stand das Hostor, und der Fuchs flog fort mit der lieben Last, hinaus in den hellen Morgenhimmel.

„Aßa, Ihr Lieben,“ rief der Vogt noch einmal zurück, und Senoides winkte und sprach: „Ich bring' ihn.“

Gustave blieb noch eine Weile in Gedanken verloren vor der Haustür stehen und sah ins Weite. Der Pfarrknecht aber, der dem Fuhrwerk bis unter den Torbogen gefolgt war, und, demselben nachgesehen hatte, trat langsam an Gustave heran und sagte leise: „Aber das Eiseli kann's mit dem Herr Vikari!“ Es war ein Stich, der blutete.

„Was heißt das, Andres?“ entgegnete Gustave in einem Ton, der den Andres sattfam belehrte, er habe ins Zentrum getroffen. Der Schalk wußte, wie viel der Vikari bei der Pfarrjungfer galt. Er wollte aber mit seiner Kalfakterei dem Eiseli einen Streich spielen, weil sie ihn so gar nicht beachtete, und zugleich der Pfarrjungfer eins versetzen für die vorhinige Predigt. Er hatte die zwei Mücken auf einen Schlag getroffen. Er trat drum einen Schritt näher, und sah in den Hausgang, um sich zu verlässigen, ob Eiseli nicht in der Küche sei.

„Mit Verlaub, Jungfer Gustave,“ flüsterte er, „aber verrat Sie mich nit: 's Eiseli hat gestern Abend mit dem Vikari so närrisch tue, wie wenn sie schon sein Schatz

wär! Und das ist gewiß, 's Maidli hat's extra auf den jungen Herrn abgesehn, so g'wiß ich Andres heiß. Hat sie nit selber dem Chünggi g'standen, er hab' ihr zur Konfirmation ein messingi Herzli kramt? Hat sie ihm nit vor zwei Jahr ein Lößli abgschert vom Kopf im Leimstollen und tragt 's Herzli und 's Lößli drin am Busen? Pfarrjungfer, Sie kann aufpassen: Wenn der Vikari dem Eiseli auch nit viel Käs geben hat zum Brot gestern, ein wenig ist 's Eiseli doch vernarrt in ihn, denn er ist ein netter Mann und kann ein jung's Maidli schon z'hinteresfür machen!"

Sprach's und drehte sich um, dem Stalle zu, er hatte seinen Kropf geleert.

„Was weiß der Hansdampf von derlei Sachen! Er wird halt eifersüchtig sein aufs Eiseli, und zu scharf gesehen und gehört haben!“ sprach sie und ging ins Haus; aber der abgeschossene Pfeil saß fest. Sie ging in die Küche. Eiseli war dran, das Frühstück für die Tagelöhner fertig zu machen, und sang munter das Lied:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe
Davon niemand nit weiß.

„Es dünkt mir fast,“ sagte Gustave scharf, „du habest schon eine Bekanntschaft, Eiseli? Sollst aber wissen, daß wir das im Pfarrhaus nicht leiden. So dummes Zeug zu singen!“

„Eh aber,“ sagte Eiseli und lachte, „die Pfarrjungfer hat ja eben auch so ein Liedli gesungen: da müßt sie halt auch einen Schatz haben!“

Das war wieder ein Treff.

„Mach', daß Du jetzt ins Feld kommst und den Tagelöhnern 's Essen raus tragst!“ herrschte Gustave gereizt.

Eiseli verließ nach etlichen Minuten das Haus, nachdem sie den zweiten Vers des Liedes noch gesungen hatte.

Das Singen gehörte überhaupt zu ihrem Leben und Tagewerk, sie sang den ganzen Tag, wenn sie allein war, und war unerschöpflich an Liedern und Weisen.

Gustave hatte das Eiseli selber gedingt: sie war erst seit drei Tagen im Haus und war auf den Wunsch ihres Veters, des Schulmeisters Bronner, eingetreten. Dienen in einem guten Haus galt für Bauerntöchter in jener Zeit noch als Ehre. Eiseli hatte auch gar nicht um den Lohn gemarktet: der Aufenthalt im Weiler Pfarrhof war ihre Institutzzeit. Gustave hatte in den ersten Tagen an dem runden, lustigen, frischen Ding mit seinen kräftigen Armen und sinken Beinen und der glockenhellen Singstimme ordentlich den Narren gefressen; das Mädchen lugte auch so ehrlich und treuherzig in die Welt hinein. Aber schon seit gestern Abend hatte sich das Blättlein gewendet. Es kam Gustave schier vor, als sei's ein seit längerer Zeit vorbereiteter Anschlag Eiseli's gewesen, ins Pfarrhaus zu kommen. Jetzt auf einmal war ihr das lustige Wirtstochterlein die totbringende Schlange, die sich mit schandbarer List in ihr Paradies geschlichen, und sie selber hatte die Tür geöffnet. Sie überzeugte sich jetzt zunächst, ob die beiden Frauen, ihre Mutter und Schwester, wieder schliefen, und da sie diese ihre Vermutung bestätigt fand, ging sie im Eilschritt hinauf in Eiseli's Kammer. Sie wollte Gewißheit haben, lieber heute als morgen.

Sie öffnete die ziemlich geräumige Truhe, die Eiseli mitgebracht: braun war dieselbe angestrichen und allerlei Vögel darauf gemalt und Blumen von einem farbenfundigen Dorfkünstler. Blendend weiß, in wohlgefügten Schichten, lag die Leinwand und fest aufeinandergepackt mächtige Strumpfbeigen. Duft von Lavendel, Rosen und Veilchen entströmte der Truhe, als Gustave ein leinenes Tuch in die Höhe hob, und, dasselbe aufschlagend, vier prächtige schwerseidene Mailänder Halstücher darin fand,

den Stolz der Markgräferin, und drei Flügelfappen für Sonntage und Feiertage, eine schöner als die andere. Das war ein Reichtum, der nicht leicht in einer Magdtruhe gefunden ward, und auch der Pfarrjungfer imponierte.

Hier in der Truhe war jedenfalls für die vorzunehmende Kriminaluntersuchung nicht viel zu finden, da sah alles so unschuldig aus, wie ein Maimorgen. Der uralte Schrank, der hinter der Tür stand, war verschlossen, aber freilich lugte der Schlüsselbart verräterisch über das Gesims hervor. Gustave nahm keinen Anstand, von ihrem Recht als Pfarrjungfer und Gebietigerin des Gesindes Gebrauch zu machen: sie schloß auf. Hier aber hatte sie kein Auge für den Reichtum an Gewandung, den der Schrein barg, nein, auf dem Seitenschaft stand eine kleine Schatulle von Nußbaumholz mit zierlichen elfenbeinernen Einlagen auf dem Deckel; aber sie machte keine Kunststudien, sondern drehte rasch das Schlüsselchen, und hob den Deckel mit klopfendem Herzen. Da war vielerlei drin: ein großer lederner Geldbeutel, der rührte sie nicht. Ein Päcklein Patenbriefe, auch nichts, eine Halschnur von echten Granaten. Die hatte der Vikari nicht gekrant! Ein messingnen Ringlein: das konnte schon sein, es war zwar für eine Kinderhand. Aber halt! hier ein paar schon etwas vergilbte Helgelein vom Jahrmarkt. Richtig, hinten drauf stand mit Bleistift gekritzelt: „vum Her Vikari in Lörrach“, es waren mehrere solche Blätter. Ganz unten drin ein Brief, ein Brief von der Schwester des Schulmeisters in Weil. Die Pfarrjungfer entfaltete ihn und las; er enthielt im Anfang Gleichgültiges, aber am Schluß hieß es:

„Auch mus ich dir schreiben, wie daß die Käthri im Pfarthaus mit nächstem fortkommt. Dieweil ich weis, wie du gern im Pfarthof in Dienst kämst, hab' ich dich grehkummedirt, und ist dei'm Vetter auch recht.

Die Pfarjumper, so das Hest in der Hand hat, hat g'sait, du sollst nummen kommen, die Sach' würd' sich schon machen. Der Herr Vikari, wo du ja auch kennst, er heist Hebel und stoht in Lörrach an der latinischen Schuel, kommt almig auch ins Pfarers; sie sagen, er sig der Pfarjumper ihr Liebster, aber 's ist nit viel Geschleck zwischen ihnen, die Jumper ist sölli spitzig und er heig nit viel Kurätschi.

Herzliebs Eifeli, 's thät mich sölli freuen, wenn ich an dir eine neue gattigi Kamrädi überkäm!"

So lautete der Bericht. Gustave war ganz starr vor Erstaunen: solche Dinge konnten hinter ihrem Rücken vorgehen, solcher Schmuggel getrieben werden auf ihre Kosten von solchen Gänschen! Es fiel ihr gar nicht ein, daß sie, die Pfarrjungfer, ja eigentlich gar kein Vorrecht habe vor der hübschen und vermöglichen Wirtstochter, als etwa das, was eine höhere Bildung und ein längerer häuslicher Umgang ihr verlieh, ein Umgang, der aber nie auch nur zu dem in damaliger Zeit noch viel häufigern traulichen „Du“ geführt hatte. Warum aber war der Vikari immer so zurückhaltend mit einer offenen Erklärung gewesen? War am Ende gar eine heimliche Neigung seinerseits vorhanden zu dem, wie sie sich gestehen mußte, bildhübschen, gescheiten und kerngesunden Bauernmädchen? Leider kam's in selbiger Zeit nur zu häufig vor, daß, wie sie meinte, junge Pfarrer die Erfordernisse ihres Standes so weit außer acht ließen, Wirts-, Müllers- oder Bauertöchter zu Lebensgefährtinnen zu wählen um eines hübschen Lärchens oder um des Geldsackes willen! Das waren trübe Aussichten! Wie eine schwarze Wolke kam's über ihr Haupt, ein schmerzlich Weh legte sich auf ihre Seele, aber sie beschloß, keinem Menschen, nicht einmal ihrer Mutter und Schwester, vorderhand etwas zu entdecken. Sie verschloß Eifeli's Heimlichkeiten wieder in die Schatulle und ihr

eigen Geheimnis in die Brust, und glitt geräuschlos hinunter in die Pfarrstube.

Zu ihrer nicht geringen Verwunderung saß der Herr Doktor Brästenberger von Basel, der Hausarzt und Hausfreund der Günttertischen Familie am Fenster, dem Anschein nach tief ins Lesen der Nouvelle Heloise von Rousseau versunken, die Gustaves Lektüre bildete. Er schlug aber, als er die Pfarrjungfer gewahr wurde, das Buch sogleich zu, und schien in einige Verwirrung zu geraten, als er das schöne Mädchen, mit welchem er sich in Gedanken beschäftigt hatte, so plötzlich in ihrem Morgenanzug vor sich sah, noch reizender als sonst, durch einen besonders schwermütigen, schier leidenden Zug auf ihrem blassen Gesicht.

Doktor Brästenberger war ein Hagestolz, schon hoch in den Dreißigen, unter Mittelgröße, mit frischem, rosenrotem Gesicht, zwei funkelnden, stets auf der Wanderung befindlichen Augen im Kopf, Stumpfnase und breitem, zu breitem Mund. Er trug eine wohlgeputerte Perücke mit Ringellocken und Zopf, dunkelbraunem samtenem Frackrock mit silbernen Knöpfen, hellgrüne Samtweste und dito Hosen, weißseidene Strümpfe und schwere goldene Schnallen auf den Schuhen. Seine linke Hand spielte beständig mit dem riesigen goldenen Uhrgehäng.

So sehr er sich immer den Anschein gab, gegen weibliche Reize gleichgültig zu sein, die Weiler Pfarrjungfer hatte ihn doch schon mehr als einmal aus dem Konzept gebracht, und der Hausfreund Brästenberger hatte gerade jetzt die größte Mühe, seine Erregung zu verbergen und sich hinter den Hausarzt Brästenberger zu verschanzten.

„Aber du meine himmlische Güte!“ rief er, „was fehlt Ihnen denn? Sie sind unwohl, Sie sind krank! Leugnen Sie nur nicht! Wieder einen Anfall gehabt von Ihrem Nervenkopfweg? Am Ende gar Krämpfe, he?“

Damit eilte er auf sie zu, faßte mit seiner Linken ihren Puls, die Rechte legte er auf ihre Stirne, und sah ihr mitleidig in die Augen.

„Armes Kind“, sagte er, „Sie müssen sich in acht nehmen und vor Aufregung hüten. Zwar kein Fieber, aber starke, sehr starke Erregung.“

Gustave entschuldigte sich mit der schlaflosen Nacht, die ihr das furchtbare Gewitter verursacht habe, er wisse ja, wie sie unter dem Einfluß der Gewitter leide.

„Da will ich Ihnen einen guten Rat geben, werteste Jungfer Gustave!“ sagte der Doktor und sein Ton fiel nun fast plötzlich aus dem tremulando des Mitleids in seinen gewöhnlichen leichten Scherzton. „Da setzen Sie sich jetzt pleine carrière zu mir in mein Kaleschlein, und machen den heutigen Ausfall nach Bürglen mit. Die Herren Bachofen und Forkart, Von der Mühl und Rhyner sind auch von der Partie. Wir haben's dem Herrn Propst Kreutner schon lang versprochen.“

„Und die Frau Karoline bleibt mit der Frau Mutter allein zu Haus!“ sprach eine dritte Stimme, es war Frau Karoline, die aus dem Schlafzimmer trat.

„Die geht, versteht sich, als garde-dame mit!“ sagte der Doktor, und grüßte die Pfarrerin.

„Wär' nicht so übel, der Vorschlag!“ meinte die Pfarrerin, „aber den guten Propst könnten wir schön ins Schlamassel bringen, wenn wir ihm auf einmal zu Zehnt in seine Eremitage einfielen! Denn Sie müssen wissen, daß Sie dort droben schon Weiler Gesellschaft antreffen werden!“

Der Doktor spitzte seine Ohren.

„Mein Mann und der Hitzig sind auf dem gleichen Weg, um einen Flüchtling einzuholen —“

Gustave warf ihrer Schwester einen bedeutenden Wink zu mit den Augen, sie solle schweigen, und riß ihr fast

die Falten aus dem Kleid. Der Doktor war jetzt erst recht neugierig. „Und — und —“ forschte er.

„Der Präzeptoratsvikari ist auf dem besten Weg durchzubrennen“, fuhr Frau Karoline lachend fort, „er ist auf dem direkten Weg nach Pennsylvanien.“

„Der natürlich über Bürglen eine Stunde näher ist, als über Vogelbach“, unterbrach der Doktor, „und wo man auch noch einen passablen Valettrunk tun kann!“

„Und der Vetter Vogt und der Oberpriester Zenoides haben sich vor anderthalb Stunden aufs Bernerwägeli gesetzt, um als Hatzschiere dem Flüchtling —“

„Mit Steckbriefen von der Jungfer Gustave im Sack gefesselt und gebunden binnen jetzt und morgen früh lebendig oder tot anher einzuliefern!“ vollendete der Doktor. „Das wird brillant! Jungfer Gustave, rüsten Sie sich, machen Sie schnellstens Toilette, Sie fahren mit. Danken Sie dem Himmel, der Ihnen fünf Mann Hilfstruppen schickt von der Basler Stadtmiliz, da kann der durchgebrannte Schelm dem Strick nicht entlaufen!“

Wer aber bitterböse wurde, war Jungfer Gustave. Sie machte plötzlich Kehrt, und ging mit Tränen in den Augen zur Tür hinaus.

„Sie ist aus dem Hüsl“, sagte Frau Karoline, der es nun leid war, durch ihren Scherz die Aufregung der Schwester noch vermehrt zu haben. Sie selbst war eine ruhige, sanfte Natur, und glaubte, die Schwester habe die gestern gesehenen Gespenster verschlafen und vergessen, sie war fest überzeugt, der Vikari habe nur eine Narretei im Schild geführt.

Der Doktor aber ging der Zürnenden nach in den Garten, um sie zu beschwichtigen. Im Hausgang stieß er auf Eiseli, welche er heute zum erstenmal sah. Er machte große Augen über die hübsche Pfarrmagd, und wollte sie in die Wangen kneifen, aber sie wich zur Seite, und

hätte ums Haar den Eßkorb mit dem Geschirr weg-
geworfen. Im Garten fand er Gustave in Tränen; sie
stand an einem Spätrosenstock und zupfte die welken
Blumen ab. Dem Doktor, der ein abgefagter Feind von
Weibertränen war, versagte die Kunst Askulaps, er stand
eine Weile wortlos neben der Weinenden, dann aber, da
ihm die Situation sehr peinlich wurde, sagte er, um über-
haupt nur etwas zu sagen:

„Aber was Sie jetzt für eine nette stolze Pfarrmagd
aufgetrieben haben! Das muß man sagen, die Jungfer
Fechtin versteht sich aufs Hauswesen!“

Er meinte wunder was für ein Kompliment er ihr
gesagt hätte.

„Die falsche, Elende!“ fuhr Gustave heraus; sie hätte
aber gern das Wort wieder zurückgenommen, wenn sie ge-
konnt hätte, allein es war heraus.

Dem Doktor ging urplötzlich ein Licht auf, wie ein
Kirchturm, er war doch etwas gescheiter, als der Bürger-
meister von Saardam: er war Menschenkenner, Psycholog.

„Ist etwas passiert?“ fragte er, und nahm Gustave
zärtlich bei der Hand. Die Pfarrjungfer warf ihm einen
strafenden Blick zu und entzog ihm die Hand.

„Pardon, Mademoiselle Fechtin!“ sagte er betroffen,
„ich will dem Herrn Vikari gar nichts Ungrad's insinuiert
haben, aber man hat Beispiele von Exempeln, daß so
junge unerfahrene Vikari schon mehr als einmal bei sol-
chen Landpomeranzen angebissen haben. Und der Vikari,
was will er eigentlich auch? Gleich und gleich gesellt sich
gern, und er ist schon im Stand, wenn ihm die liebwerteste
Jungfer Fechtin den Korb zu hoch hängt, — sie tuts ja
mit Recht, denn er ist bis dato nur ein simpler Vikari —
daß am End er mit einem Bauernmaidli verlieb nimmt,
und mit ihr übers Wasser geht. Ist schon vorgekommen!“

Dabei warf der Herr Doktor der Pfarrjungfer so unmißverständlich zärtliche Blicke zu, wie er bis jetzt noch nie getan, und verhaspelte sich, da auf einmal der Gaul mit ihm durchging, dermaßen in einen Schwall von Mitleidsbezeugungen und verblühten Liebesbeteuerungen, daß Gustave in die tödlichste Verlegenheit geriet.

„Herr Doktor,“ sagte sie, „ich will nichts von dem allem gehört haben, denn es ist Ihnen doch nicht Ernst! bis morgen ist doch alles wieder bei Ihnen vergessen. Der Vikari aber ist ein braver, unbescholtener, junger Mann, und ich trau' ihm. Aber ich bin noch frei und kann immer noch machen, was ich will. Gehen Sie jetzt, man ruft Ihnen!“

Wirklich stand Brästenbergers Kutscher an der Gartentür und der Doktor, mit hochgerötetem Gesicht, verabschiedete sich.

Obwohl Gustave in der Tat den Versicherungen des Arztes, des leicht beweglichen und leicht hinreißbaren, nicht viel Gewicht beilegte, so blieb der Vorfall im Garten doch nicht ohne folgen für ihr Benehmen gegen den Lieb-ling ihres Herzens. Der geneigte Leser wirds erfahren zur Zeit.

7. Hauptstück.

Ein deus ex machina.

Es war an eben demselbigen Morgen. In der holzgetäfelten, niederen Wirtsstube des „Leuen“ zu Blansingen oder des Brödlinsbofs, was ein und daselbe bedeutet, hatte soeben der Vogt Kriebiger den Knechten und Mägden und Tagelöhnern, während sie sich am Tischtuch den Mund abwischten, den Morgensegen aus dem Starfenbuch vor-gebetet, und das Gesinde hatte sich dann wort- und lautlos eins ums andere zur Stubentür hinausgedrückt. Er,

der Vogt, und seine Frau, die Tochter und der Schwieger-
sohn, der Bröddlin, hatten ihr Frühstück früher schon am
Herrentisch verzehrt.

Der Vogt hatte vor sieben Jahren größtenteils ab-
gegeben an seinen Schwiegersohn Bröddlin und wohnte
eigentlich im Seitenbau des Hofes, dem kleineren früheren
Wohn- und Wirtshaus, das große, geräumige, jetzige
Wohnhaus mit den weitläufigen Ökonomiegebäuden hatte
Bröddlin, ein Sohn des Lörracher Posthalters, erbaut, und
daher trug das ganze den Namen Bröddlinshof.

Ein großes Gut an Äckern, Matten und Reben ge-
hörte zum Hof, und Bröddlin, der jetzt gerade dreißig Jahre
zählte und ein unternehmender Mann war, hatte eine Art
landwirtschaftlichen Musterguts hergestellt. Er war in
seinen Knabenjahren auf dem Pädagogium, und hatte
dann die Kaufmannschaft erlernt, war auch längere Zeit
in der Schweiz gewesen, so daß sein Horizont nicht mehr
der des gewöhnlichen Bauern war, während bei seinem
Schwiegervater Kiebig in Haus und Feld alles noch
denselben Trott ging, wie bei seinem Urgroßvater schon.

Bröddlin hantierte draußen im Hof, und war eben im
Begriff, mit den Knechten auf die Matten abzugehen, um
Gräben zu machen, als ihm noch etwas einfiel und er
noch einmal in die Wirtsstube hereinkam.

„Ich hab Euch sagen wollen, Schwäher, der Schneider-
jörgli von Kleinenkems ist vorig am Haus vorbei, und
hat mir einen schönen Gruß ausgerichtet von einem guten
Freund, dem Hebel, dem Präzeptoratsvikari in Lörrach,
der sei nächst in Kleinenkems übernacht geblieben, und woll'
mir heut' seinen Besuch abstellen. Wenn er nun kommt
und ich bin nicht grad daheim, so nehmet ihn wohl auf,
Schwäher, und wartet ihm etwas Guts auf.“

Kiebig nickte und Bröddlin ging. Als aber der
Schwiegersohn vor dem Hofstor draußen war, sagte der

Vogt zu seiner Frau, die eben die Tische abräumte, in großem Unwillen:

„Daß aber mein Tochtermann mit einem Siebenheker, so einem Hungerleider und Schmarotzer, wie der Vikari einer ist, Gutfreund sein mag! So ein Mensch, der's auf der Hergottswelt zu nichts Rechtem bringt und nit einmal einen ordentlichen Rock auf dem Leib hat, wie sich's gehört. Schmarotzt 's ganz Jahr bei den Bauern 'rum, und foppt sie zum Dank dafür aus, und zänzlet die Dögt, und reißt Reime in der Bauernsprach. Nun, der Bröddlin wird schon sehen, was er an dem Hungerleider für einen Fang gemacht, wird ihm noch helfen müssen Schulden zahlen. Was geht's mich an!“

Dann setzte er sich, das Eckfensterli öffnend und Brille und Kreide daraus hervorlangend, an den langen Wirtstisch am Fenster, und fing an, eine Zahlenreihe auf den Tisch zu kreiden und zusammenzuzählen. Es wurde still in Stube und Hof, man hörte nichts mehr als die Schwarzwälderuhr in ihrem Kasten. Diese Stille wurde nach einiger Zeit von zwei reisenden Handwerksburschen unterbrochen. Sie kamen mit lautem „Guten Morgen“ in die Wirtsstube, legten Hüte, Felleisen und Stöcke auf die Ofenbank, und nahmen breit am Handwerksburschentisch beim Ofen Platz. Der Vogt begnügte sich, einen prüfenden Blick auf Gesicht und Garderobe der beiden Ankömmlinge zu werfen, und fuhr dann ruhig in seinem Rechengeschäft weiter. Die beiden Handwerksburschen forderten einen halben Schoppen gutes altes Kirschwasser, eine Portion geräucherten Speck und Hausbrot dazu, aber der Vogt regte sich nicht vom Fleck. Da riß den Handwerksburschen der Geduldsfaden.

„Einen halben Schoppen Kirschwasser hab' ich begehrt!“ sagte der eine laut und scharf. „Speck und Brot!“ wetterte der andere. Jetzt fuhr der Vogt in die

Höhe, wie wenn ihn eine Bremse gestochen hätt', schob sein Lederkäßplein in die Stirn und fuhr heraus, während wütende Blicke ein jedes seiner Worte begleitete:

„Ihr Kreuzsafermentsstraßenhauderer werdet doch warten können, bis ich fertig bin! Und so gäh wird Euer Hunger und Durst auch noch nit sein auf das Geschäft, was Ihr den Morgen schon besorgt habt! Fragt sich noch, ob Ihr auch nur einen Batzen im Sack habt, die Zech' zu zahlen. Wer aber so ein Lump ist und kein Geld hat, braucht sich nit maufsig zu machen, verstanden?

„Herr Vogt“, sagte der Bruder Offenburger, „wir haben's gut mit Euch vorgehabt. Für so eine Botschaft, wie wir Euch zu vermelden haben, tät' ein anderer rechtschaffener Vogt gern eine Flasche vom Besten aufstellen, und käm ihm nicht auf ein Duzend Bratwürst an. Wenn Ihr aber die Gäst', die auf dem Weg hieher sind, auch so abschnurret wie uns, möcht' Euer Leumund zwischen Müllen und Lörrach nit gebeffert werden. Komm, Bruder Bruchfaler!“

Damit erhob er sich, und tat dergleichen, er wolle sein felleisen wieder umhängen. Der Vogt bekam einen Augenblick lang alle Farben. Es kochte offenbar in ihm, wie im Bauch eines feuerspeienden Berges. Aber der Vulkan brach nicht aus. Kiebigier merkte etwas, es mußte hier etwas dahinter stecken, denn die beiden Burschen blinzelten einander so geheimnisvoll zu.

„Werdet mir Sauberes zu berichten haben“, brummte der Vogt und ging der Einschenk zu. Dort langte er vom obersten Schast eine große Strohumflochtene Gutter, und füllte ein Halbschoppenglas mit dem scharfen, blitzenden Tranke. Dann ging er in die Küche, schnitt mit scharfem Messerhieb von einer Speckseite ein ansehnlich Stück satt geräuchten Speck ab, und stellte Kirschwasser und Speck, letzteren auf einem blanken Zinnteller, und Brot auf den

Tisch. Besteck hatten die Handwerksburschen selber. Der Vogt stand jetzt vor den beiden wie ein großes Fragezeichen, aber wer jetzt Gelegenheit hatte, sich in der Geduld zu üben, das war er. Erst nahm der Bruder Offenburger das Glas und leerte die Hälfte mit einem Schluck, dann nahm's der Bruder Bruchsaler und fürpfelte tröpfleinweis, bis er ihm den Rest gegeben hatte. Dann saßen die beiden wieder da, wie ein Pfund Schnitz. Der eine strich sich mit der Hand über die Magengegend, der andere schob das Glas dem Vogt wieder zu. Wohl oder übel mußte der Vogt noch einmal füllen.

Als das Glas wieder vor ihnen stand, räusperte sich der Bruder Offenburger: „Eine Gunst ist der andern wert, Herr Vogt. So wisset, daß eh eine halbe Stunde vergangen ist, habt Ihr sehr hohen Besuch im Haus!“

Der Vogt machte große Augen. Blausingen lag nicht an der Land- und Poststraße; die höchsten Besuche waren sonst der Obervogt von Röteln, der Propst von Bürglen und Basler und Mühlhauser Herren. Letztere hingen gern ihre Zungen in des Vogts Gläser: er hatte einen vorzüglichen. Es konnte, meinte Kiebiger, niemand sein als der Herr Obervogt.

„Höher hinauf geraten!“ sagte der Bruchsaler. „Ihr errat'ts am End' doch nicht“, fiel der Offenburger ein, „und Zeit ist nicht mehr viel zu verlieren, die Dögtin soll nur Feuer anmachen in der Küche und einen Kalbsbraten übertun. Der Herr Markgraf von Baden ist auf dem Weg hieher mit der Frau Reichsgräfin!“

„Ihr seid abgeseimte Spitzbuben“, donnerte jetzt Kiebiger, dem die Sache zu abenteuerlich vorkam, „und wollt mich um die Zeche besch —. Der Herr Markgraf sitzt in Müllheim —“

„Der Herr Markgraf ist in der Kaltenherberg über Nacht gewesen und dort haben wir es erfahren —“

„Carifari, das Geld her für die Zechel!“ sagte der Vogt und trat unter die Stubentüre, damit die beiden nicht durchgingen.

„Nun“, sprach der Bruchsaler, „wenn Ihr's nicht glauben wollt, so stecket ein Stecklein dazu, und betet, bis Ihr an den Glauben kommt oder bis der Markgraf unter der Tür steht. Offenburger, zahl', Du hast die Wette verloren: der Blansinger Kirchturm fällt gegen Wintersweiler zu!“

„Nein“, schrie der Offenburger, dem der Kirschengeist sichtlich in den Kopf gestiegen war, „Du mußt zahlen, denn der Turm fällt gegen Welmlingen. Das sag' ich, der Offenburger, und wer's nit glaubt und sagt ander's, der ist ein Esel! und das sag' ich!“

Jetzt kam der feuerspeiende Berg doch zum Ausbruch. Der Vogt, in der felsenfesten Überzeugung, die beiden Spitzbuben hätten ihn, den Blansinger Vogt, herüberlegen wollen, und wollten jetzt auch noch Spott treiben über den allerdings sehr baufälligen Blansinger Kirchturm, fuhr wie ein wütender Bullenbeißer auf die zwei Handwerksburschen los. Er war Metzger seines Handwerks und ein sehr starker Mann. Er packte Offenburg und Bruchsal mit je einer Faust am Kragen, und es war gerade eine blühende Prügelei im Werk, als sich etwas ganz Wunderbares begab. Durch die Stubentür, der aber der Vogt den Rücken kehrte, trat, sich tief bückend, eine Hünengestalt in Generalsuniform. Es war ein gewaltiger, breitschultriger Mann mit imponierendem Antlitz, insbesondere großen leuchtenden Augen, ein kräftig blühender Fünfziger, eine Gestalt, in der jeder den Fürsten geahnt und erkannt hätte, und wäre derselbe in Zivil um Mitternacht über den Marktplatz von Kairo geschritten. Beim Beginn der Szene war die Vögtin, die seither in der Küche zu tun gehabt hatte, unter die zur Stube führende Küchentür ge-

treten, schlug jetzt die Hände über den Kopf zusammen und rief:

„O Herr Jesus Gott! Der Herr Markgraf!“

Der Vogt hörte das aber in seinem Zorn und Eifer nicht sogleich; erst als einer der beiden Handwerksburschen unter den Vogtstagen ein wenig Luft bekam und sagte: „Schämt Euch doch, Vogt, dort steht ja der durchlauchtige Markgraf“, da wendete sich Kriebiger um.

Den abgründigen Schrecken des Mannes zu beschreiben, müßte eine geübtere Feder probieren. Wenn man dem Vogt Ader gelassen hätte in dem Moment, es hätte keinen Fingerhut voll Blut gegeben: er war eine geraume Weile keines Wortes, keiner Regung fähig. Der Markgraf mußte das Silentium lösen:

„Ei, ei, Kriebiger!“ sprach er und neigte sein Haupt, „es geht laut her bei Ihm so früh schon am Morgen! Was hat Er den beiden Männern da explizieren wollen?“

„Verzeihen Ew. Durchlaucht“, fing der Ärmste endlich an zu stottern, „die zwei Hallunken hätten auch gleich sagen können, was los ist, sie hätten ihren Schnaps doch überkommen!“

„So, so“, forschte der Fürst, „was ist denn los gewesen?“

„Ja, eben das, daß Ew. Durchlaucht hieher kommen wollten —“

„Und deshalb hat Er die Burschen am Kragen gefriegt?“ fing der Markgraf zu lachen an.

„Nein, nein, halten zu Gnaden, Durchlaucht, nicht deswegen, deswegen nicht, sondern weil sie unsern Kirchturm angegriffen haben und damit meine Vogtsehre!“

„Sein Kirchturm hier in Blansingen, Meister Kriebiger, der ist ein wackliger Kamerad, und wenn's mit Seiner Amtsehre nit besser bestellt ist, als mit Seinem Kirchturm, dann steht's schlimm!“ sagte der gnädige Herr heiter.

Jetzt fing der Vogt zur Erklärung des Streites ein Langs und Breits zu reden an, verhaspelte sich in seiner Verlegenheit aber dermaßen, daß der Markgraf den Kopf schüttelte, und sich an den Bruchsaler wandte.

Dieser setzte sich in Positur wie ein Grenadier und begann: „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, wir zwei, der Kamerad Offenburger und ich, kommen heut von der Kaltenherberge her übers Feld und da sagt der Offenburger da: Du, der Blausinger Kirchtum steht nimmer lang. Wenn er aber umfällt, so fällt er gegen Welmlingen! Nein, sag' ich, ich wett', er fällt gegen Wintersweiler! Was gilt's? So haben wir gewettet und unsere Wette zum Frühstück vertrunken. Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich hab' gewiß gewonnen! Aber der Vogt muß eben borgen, bis der Kirchtum umfällt!“

Es war ein ächtes Spitzhubenstücklein, aber es machte dem Markgrafen Spaß, und er sagte:

„Weil mir viel daran liegt, daß der Turm einstweilen noch stehen bleibt, so werd' ich wohl für die Zeche einstehen müssen, Vogt. Was sind die beiden Schelme da schuldig?“

„Nichts da, Durchlaucht“, fuhr der Vogt heraus, „die Zeche geht diesmal drein. Aber Ihr Zwei“, wandte er sich an die Handwerksburschen, „geht jetzt die Matten hinab und ruft unsere Leute, dann kommt Ihr wieder, es soll mir auf eine Halbe nicht ankommen.“ Das Herz des Vogts hatte sich gedreht, da er sah, wie gelind die Sache abgelaufen war.

Der Markgraf trat ans Fenster, wohl um zu sehen, ob die Frau Reichsgräfin, seine Gemahlin, mit dem Gefolge nachkomme: sie war noch eine Weile im Pfarrhause zurückgeblieben, denn der Markgraf liebte manchmal die Leute zu überraschen. Er hielt die Hand über die Augen, blickte verwundert eine Weile auf das Hofstor zu und winkte.

Der Vogt setzte sich derweil in Positur und machte schnell hinter dem Rücken des Fürsten Toilette. Er riß das Rübelikamisol, das er angehabt, heraus, warf's hinter den Ofen, und schlüpfte schnell in seinen dunkelblauen halb-leinenen Tuchrock, der vom gestrigen Kirchgang an einem Nagel der Wirtsstube hing; sein Lederkäsplein flog dem Tschoben nach, dafür ergriff er den an der Ofenstange hängenden Dreimaster und zog die Falten seiner langen Weste glatt; die weißleinenen Gamaschen konnte er nicht mehr ausziehen und die Schuhe mußte er lassen wie sie waren, obwohl etwas Stallspuren dran waren. So stellte er sich steif in die Mitte der Stube, und zog, da er draußen Schritte hörte, bereits seinen linken Fuß etwas einwärts zu einem Krazfuß, und neigte bereits sein schweres Haupt. Allein wer beschreibt sein maßloses Erstaunen, als statt des erwarteten Hofstaates der Lörracher Präzeptoratsvikari in die Stube trat, der Markgraf ihm freundlich entgegen-ging, sich auf dem großen Lehnstuhl am Uhrenkasten niederließ, dem Vikari bedeutete, sich ihm gegenüber niederzulassen.

„Vogt“, sprach der Fürst, „ich bin hergekommen, um Sein und Seines Tochtermanns Musterwirtschaft, von der man mir Gutes referiert, einmal anzusehen. Tu' er mir den Gefallen, und laß Er, wenn's nötig ist, draußen in den Stallungen und Wirtschaftsgebäuden ein klein wenig fegen, damit ich mit meiner Gemahlin, die jeden Augenblick kommen kann, Einsicht nehmen kann. In einer halben Stunde geht's weiter!“ Der Vogt machte seinen Krazfuß und ging.

Der Präzeptoratsvikari war kaum weniger erstaunt als vorhin der Vogt. Er war vor einer halben Stunde aus dem Kleinenkemsfer Pfarrhof aufgebrochen, um auf dem Weg nach Bürglen, der ihn ohnedies über Blansingen und den Brödlinshof führte, seinem Freund vom Pädä-

gogium her, dem Brödlin, eine Blitzvisite zu machen im Vorbeigehen; er war ahnungslos durch das Hofstor eingetreten, und hatte zwar augenblicklich unter dem Fenster der Wirtsstube den Markgrafen gesehen, konnte aber um so weniger mehr zurück, als er sofort vom Fürsten erkannt und herbeigewinkt wurde. Es war freilich nicht das erste Mal, daß er dem hohen, stattlichen Herrn gegenüberstand, und dessen durchdringender Blick auf ihm ruhte. Merkwürdigerweise war dieser Blick jetzt ebenso wohlwollend und freundlich, wie vor zwölf und fünfzehn Jahren, und es wäre dem Vikari fast lieber gewesen nach der augenblicklichen Stimmung, der hohe Herr hätte etwas strenger und finsterner ausgesehen.

„Nun, mein lieber Präzeptoratsvikarius, wie geht's Ihm?“ begann der Markgraf, „wie treibt Er's, was hat Er vor? warum hat Er sich schon lange um keine Pfarrei mehr gemeldet? warum hat Er die in der Pforzheimer Altentadt nicht angenommen?“ Der Fürst bewies damit wieder, daß er in Bezug auf Konsistorialsachen so gut auf dem Laufenden war, wie in seiner Hofkanzlei.

„Ein hartnäckiges Kehlkopfleiden“, entgegnete Hebel, „hinderte mich, von dieser Gnade Gebrauch zu machen. Durchlaucht wissen vielleicht, die Enzgegend ist rauh und —“

„Abah, flausen“, unterbrach ihn der Markgraf, „Er wird eben zu viel Tabakrauch schlucken! Sieh Er mich einmal an: ich bin schon ein guter Fünfziger; aber wenn's mir auf der Hirschhaß im Hagenschieß etwas warm worden ist, ist's mir allemal ein recht Pläster, mich auf der Eutinger Enzbruck vom Mühlackerer Wind ein bißel herzhaft ausblasen zu lassen. flausen sag' ich! Gelt, das Pforzheimer Altstadtpfarreile ist Ihm ein zu magerer Bissen geweest? Soll ich Ihm etwa Uuggen gleich auf'n Präsentierteller bringen oder Betberg? Was hat Er weiter vor?“

„Durchlaucht werden in den nächsten Tagen von mir um einen Auswanderungspermiß angegangen werden.“

„Will Er nach Großpolen?“ lachte der Markgraf.

„Nein, Durchlaucht, aber ich lasse die Theologie und gehe als Mediziner in die weite Welt. Ich diene jetzt elf Jahre und bin noch ohne Brot, und sehe nicht ab, wann es besser kommen soll!“

„Hör Er einmal“, sagte der Markgraf etwas unmutig, „wenn das eine Drohung sein soll, Meister Hebel, so laß ich Ihn ziehen, Er kann den Permiß heut haben. Ihm ist auch nicht leicht zu helfen: erst war er ein Leichtfuß — denk Er nur an Erlangen — und jetzt legt Er sich aufs Trutzen. Das taugt nichts. Aber ich mein's gut mit Ihm, und wenn ich an Seinem Platz war', Hebel, wär' mir ein Spatz in der Hand doch lieber als ein Fasan auf dem Dach. Das will ich Ihm zwar nicht verhehlen, daß Ihm etliche der Herren Kirchenrät nicht ganz grün sind — das Warum wird Er sich dazu denken können — aber das Heft hab' doch ich in der Hand, ich, der Markgraf, wenn Er's gütigst erlaubt, Herr Vikarius! Ich hab' Ihn immer in meinem Aug' behalten, daß Er's nur weiß; und daß Er immer einen feinen durchtriebenen Kopf gehabt, braucht mir niemand erst zu sagen. Aber daß Er ein tüchtiger Schulmeister und auch kein schlechter Prediger sein soll, hab' ich kürzlich erfahren und der Kanzler Jttner in Heitersheim hat mich persuadieren wollen, Er, der Präzeptoratsvikari, sei sogar so eine Sorte von badischem Theokritus, denn die Bauern versteht Er meisterhaft zu agieren. Er braucht deshalb nicht rot zu werden, ich kann so etwas schon tolerieren, wenn Er sonst sein Sach recht in Ordnung hat; Poeten wachsen im Badischen ohnedies nicht an den Hecken, wie im Schwabenland bei meinem Vetter Karl selig.“

Der Markgraf hielt sonst keine langen Reden. Wäre Hebel mehr Welt- und Menschenkenner gewesen, so hätte er aus dem langen fürstlichen Sermon, der allerdings für ihn eine gehörige Kopfwäsche war, entnehmen müssen, daß der Markgraf ein tieferes Interesse an ihm habe. Zu einer Replik war Hebel aber zu verwirrt, und das Geräusch, das sich jetzt draußen erhob, schnitt auch alles weitere Reden ab. Es fuhr ein Wagen vor am Hofstor. Der Markgraf erhob sich und ging an die Haustür, die Reichsgräfin von Hochberg, des Markgrafen zweite Gemahlin, mit der er sich in einem halben Inkognito auf der Reise befand, erschien, gefolgt vom Rat Brauer und dem Herrn von Jtner, dem Heitersheimer Großprioratskanzler. Der Markgraf ging seiner Gemahlin entgegen und führte sie, von dem unterdessen ebenfalls herbeigekommenen Brödlin geleitet, in die Herrenstube des zweiten Stocks.

Brauer und Jtner, denen Hebel kein Unbekannter war, grüßten ihn aufs freundlichste und drückten ihm im Vorbeigehen die Hand. Hebel, dem ungefähr zu Mute war, als wirbelten ihm sämtliche Tambouren auf dem Karlsruher Schloßplatz einen Zapfenstreich extra in seine Ohren, ging, als die Lakaien oben auf der Treppe verschwunden waren, in den Hof. Da kommandierte der Vogt das vom Felde heimgekommene Gesinde, über den weiten gepflasterten Hof fuhren fünf oder sechs Besen, obwohl am Montagmorgen nicht viel zu kehren war, die Wagen wurden aus den Remisen herausgefahren, Pflüge, Eggen blankgeputzt, es war ein Treiben, das auch den Laien in der Landwirtschaft belehrte, es sei hier etwas Besonderes und Sehenswertes.

Mit Leuten, wie der junge Brödlin war, hatte der Markgraf gern zu schaffen, mit rührigen, einsichtigen jungen Bauern, die ein Aug' hatten für die Bedürfnisse der Zeit. Er wollte ja ein Völklein beherrschen, das neben andern

Eigenschaften auch die der „Opulenz“ aufwies. Es war sein Stolz, in den langen, glücklichen Friedensjahren seine Untertanen zu bedeutendem Wohlstand erhoben zu haben. Er selbst experimentierte gern mit Musterwirtschaften auf den Domänengütern, und suchte überall auf seinen Reisen mit besonderer Vorliebe die Vögte und Bauern dieses Schlags auf, um sie zu ermuntern in ihrem Streben, oder noch von ihnen zu lernen. Dabei verstand er's meisterlich, weil er selbst ein tüchtiger Land- und Hauswirt war, mit dem Bürger und Bauer umzugehen und in dessen Sprache zu reden. Darum genoß er aber auch zu einer Zeit, wo noch immer in Deutschland die Duodezdespoten nach dem Stil des Louis XIV. florierten, einer unbegrenzten Achtung und Liebe bei allen seinen Untertanen.

Der Vikari sah mit Bewunderung auf das rege Treiben im Hof, und war eben daran, eine Vergleichung anzustellen zwischen seiner eigenen Laufbahn, den Ausichten eines mittellosen lateinischen Schulmeisters einerseits und dem Glück eines freien, selbständigen Bauern, da legte sich ihm eine Hand auf die Schultern, und als er sich umwandte, stand Bröddlin da und schaute ihm treuherzig in die Augen.

„Du“, sagte Bröddlin, „Du hast ein Stein im Brett beim gnädigen Herrn. Du sollst sogleich hinaufkommen und droben den Kaffee mittrinken. Der Markgraf hat ein Gedicht von Dir im Sack, ich weiß nicht recht, was; das vom Jahr dreiundachtzig, was Du auf das fest gemacht hast, wo die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, ist's nicht; aber 's ist so etwas, und der Markgraf hat ein Weltspläster dran!“

Hebel konnte sich nicht recht besinnen, was von seinen „Schnitz“ und „Episteln“, die er bisher gelegentlich gemacht, und nur den Freunden mitgeteilt hatte, in des Fürsten Hände kommen konnte sein. Er hatte eine

Menge solch mutwilliges Zeug in seinem Pult, aber er hütete es sorgsam, daß es nicht unter die Leute kam. Manches davon taugte nicht für fürstliche Ohren. Der Vikari folgte dem Hausherrn in die ihm wohlbekannte Herrenstube des Hauses, die heut ihren Ehrentag hatte. Da saß der erlauchte, trotz seiner fünfzig noch frischgrünende Landesfürst mit seiner jungen, freundlichen und so gar nicht stolzen Gemahlin, da der erste Rat des Landes, dann der feine geistreiche Maltheserkanzler und der jaspiskundige Ortspfarrer an dem reich in Silber servierten Kaffeetisch. Es war aber auch eine Stube, die sich nicht zu schämen brauchte. An den getäfelten Wänden standen zwei trefflich geschnitzte Eichenholzschränke, ein eichener Tisch mit gewundenen Beinen und Fußschragen, nußbaumene Holzstühle mit geschnitzten Lehnen, sowie mehrere wohlgepolsterte Lehnstühle von guter Arbeit.

Der hohe Herr stellte den Vikari der Reichsgräfin vor, und wies ihm derselben gegenüber seinen Platz an. Als aber Hebel seinen Imbiß verzehrt hatte, wie ein homerischer Held, nur ohne den Appetit eines solchen, denn er saß ein klein wenig auf Kohlen, da zog der Markgraf ein Papier aus der Tasche, übergab es Brödlin, der hinter ihm stand, mit einem Wink gegen Hebel.

„So jetzt, Vikarius, mach Er meiner Frau Gemahlin das Pläster, und les' er das Dings da, just wie ihm sein Wälderschnabel gewachsen ist, nur ohne Sparglemente!“

Es war die „Epistel an den Vetter Vogt“. Wer der Verräter war, konnte er sich nicht denken. Aber er faßte ein Herz, und den Anfang, den faulen Bammert, überschlagend, weil manches aus der ersten Partie des Gedichts sich nicht für das Ohr einer Frau Reichsgräfin eignete, begann er mit dem „neuen Vikari“: er las mit lauter klarer Stimme, und wer die Augen geschlossen hätte, der

hätte geglaubt, irgend einen Wiesentäler Bauer ergehe sich über die Vorzüge des jungen, neuangekommenen Vikari:

Der neu Vikari vo Löhrech

Bringt i'ch mi Briesli, e brave Heer, und g'mei mit de Lüte
Sußt sin die iunge Burst mengmol e wenig phantestig,
Meine, sie heige ellei mit Löffle d'Olersamkeit gresse.
Dreck hen si gresse, io woll! (vor enen Ehre z'vermelde)
Schweße uf der Chanzle vo weltliche Sache-nous Bäch're
(s'fräs es kei Hund und ke Chätz) un ziehn ich ke gotstig Sprüchli
Us der Bibel a, — sie wüße bi Gott nit, was drin stot!
B'haupte Christis der Her seig's Josephs libliche Suh'n gfi,
Heig nit füris glitte, seig nit vo de Todten erstande
Hohl i'ch der Tensel denn au! die dunderschießigi Läri!
Bringen is no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel
Und wenn ein vor Chummer und Trübsal schier gar verschmochtet.
Oder wenn ein 's Gwisse an sini Sünden erinn'ret,
Oder wemme vo hinnen im letzte Stündli soll scheide
Stöhn si wie Mulasse do mit ihrer weltliche Wisheit
Wüsse nit gix no gar und chönnen ein ebe nit tröste.
Aber der neu Vikari isch ken vo dene. Er predigt
Wies si gehört no' em Text und nit usen hunderst'n ins taufsigt
Het e tröfliche Zuspruch, und führt e christliche Wandel
Git de Lüte Bscheid und wenn er d' Bibel vom Schaft lengt,
Hexiriffiert er eim d'Sprüch, so dütlich aß es e Freud isch.
So ne Her muß men ehre. Sind ordeli, wenn er ins Dorf chunnt
Machet em ke Verdruß. I will ich en grehkumedirt ha!
Gent wol Achtig uf d' Gmei, und grüßet's Bammerte Schwoger.

Der Markgraf hatte während der Lesung vergnügt bald seiner Gemahlin, bald dem Rat Brauer und Jtner zugenickt. War's die urwüchsigte Volkssprache, die hier zum erstenmal in Süddeutschland für die Prosa verwendet ward, und den Herrschaften als derbes, kräftiges Bauernbrot hier besonders gut schmeckte, oder war's der pikante Inhalt, die über die Neologie geschwungene Geißel der Satire, was dem orthodox erzogenen Markgrafen besonders zusagte, kurz, das Ding gefiel, und Hebel erntete aufrichtige Lobsprüche von allen Seiten, die ihn aber nur halb freuen konnten, denn er hatte in seiner Epistel nicht die neue

Richtung in der Theologie, der er ja selber angehörte, geißeln wollen, sondern nur deren Auswüchse, wie sie sich allerdings in manchen wunderlichen Exemplaren von jungen Geistlichen zeigte.

Der beim Beginn der Lesung eingetretene Vogt konnte in seiner Seele nicht begreifen, wie der christliche Markgraf an so unchristlicher Verspottung der Bauern, wie er meinte, Freude haben könne. Aber so viel merkte er sich, daß der Vikari beim Fürsten nicht schlecht angeschrieben sei. Drum drückte er jetzt über den geistlichen Habenichts von Lörrach ein Aug' zu, und wollte dem Vikari partout noch ein Kächeli Kaffee aufnötigen. Der Frau Reichsgräfin sprach er rührend zu, sie möge doch ja nicht zu „schüch“ sein, es sei ihr alles herzlich gezönnt.

Dann erhob man sich und der Markgraf machte, seine Gemahlin am Arm und von Rat Brauer geleitet, unter Brödlins Führung den Weg durch die Ökonomiegebäude, über alles genau Auskunft begehrend, über vieles aber auch zur Verwunderung des jungen tüchtigen Landwirts bessern Rat erteilend, als dieser selbst wußte.

Kanzler von Jttner nahm derweil den Vikari auf die Seite, und erging sich mit ihm über alte und neue Literatur. Als er erfuhr, daß Hebel noch am gleichen Tag auf die Bürgler Höh' wolle, so bot er ihm bis zur Kaltenherberge den Platz im Wagen bei Brauer und ihm.

Während dessen war's im Dorf und vor dem Hof sehr lebendig geworden: auf die Kunde von der Ankunft des Markgrafen war alles aus Feld und Reben heim-gelaufen und drängte sich draußen unter der alten Dorflinde. Brödlin hatte ein gehöriges Faß Wein aus seinem Keller schaffen und unter der Linde aufpflanzen lassen, Speckseiten, Rauchwürste und Brotlaibe wanderten aus den Vorratskammern des reichen Hofbauern unter die zu Lust und Umtrunk aufgelegte Menge draußen: es sollte Alt und

Jung zu Blansingen Anteil haben am Ehrentag des Brödlinshofes.

Als dem Fürsten die Dienstboten und Tagelöhner vorgestellt wurden, stand an deren Spitze ein uralter, aber noch bolzengerader, urgesunder und kräftiger Meisterknecht, der zählte bereits über achtzig Jahre. An ihm schien die Reichsgräfin eine besondere Freude zu haben.

„Da müßt Ihr aber“, sprach sie, „um so alt zu werden, allzeit rechtschaffen und mäßig gelebt haben“.

Da aber schmunzelte der Alte, kniff sein rechtes Auge zu und sprach: „Das woll o, gnädigi Frau, aber weißt Sie, eso allbot ä Schöppli“, dabei schlug er auf seinen Lederhosenschenkel, „das hebt ein“!

Die Reichsgräfin lächelte und klopfte ihm auf die Achsel; der Markgraf aber lachte hell auf, langte in seine Westentasche und schenkte dem alten Friedi einen Theresientaler.

Jetzt ruckte auch der Schulmeister an mit seiner erträglich gepuzten Schar, auf der Nase eine riesige Hornbrille und auf der linken Brustseite seines bis an die Knöchel herabreichenden Blaurocks einen mächtigen „Maje“, und er ordnete den Kreis der Kinder.

Die Herrschaften sprachen ihre große Befriedigung und ihren Dank aus und bestiegen den mit vier Schimmeln bespannten Wagen, während Brauer und Itner in einem Zweispänner Platz nahmen, Hebel auf dem Rücksitz desselben. Da reichte Brödlin noch in zwei grünen Römergläsern den Herrschaften den Abschiedstrunk.

Die Jugend aber sang nach der Weise: „Gott, ich habe mißgehandelt“, indem der Schulmeister schnarrend intonierte:

Gott, du Stifter aller Wonne,
Dessen Gnadenschein durchwirkt,
Was allhier die heiße Sonne
Mit dem weiten Strahl umzirkt;
Dich muß aller Atem loben,
Was auf Erden unten, oben.

Alles Wild, was auf der Heiden,
 Was durch Büsch und Hecken geht,
 Alles Rindvieh auf der Weiden,
 Was in Stall und Hürden steht,
 Was auf Bäum' und Felsen klettert,
 Was durch See und Flüsse schwimmt.

Da knallte der Postillon und hob an zu blasen:

Mueß i denn, mueß i denn
 Zum Städteli 'naus!

Brödlin, der Pfarrer und der Vogt erhoben ihre Hüte und stimmten ein donnerndes Hoch an, in das die Menge brausend einfiel.

Just als der zweite Wagen unten ums letzte Eck war, keuchte der Pfarrverwalter Morstadt von Kleinenkems in vollem Audienzwichs mit mächtiger, gepuderter Perücke, schwarzsamtenem Frack und goldenen Schuhspornen daher. Er hatte aber nicht einmal mehr Zeit zum Nachsehen, geschweige um seinen Zehntprozeß vorzutragen.

8. Hauptstück.

Zu Bürglen auf der Höhe.

O Parmenideus, du schwer angefochtener Stabhalter der Proteusergemeine, wie hast du recht gehabt, hier oben Heilung zu suchen für die Wirren deines Hauptes und deines Herzens Unmut, der dich befallen zu Weil und für all den Schicksalskribiskrabis, in dem du seit einigen Tagen schon herumgewirbelt wurdest, wie ein leicht Sommervögel vom schneidigen, brausenden Spätherbstwind.

Hier oben auf frischer, lustiger, sonnbeglänzter Schwarzwaldhöhe darf so ein Vikari, dem Proteus mehr als einmal das Herz durchgeistet, es schon wagen, herzhast zu baschen mit dem Geinet! Da bist du wohl im Stand, es mit dem klapperbeinigen Tropf aufzunehmen und denselbigen um-

zustülpen, wie ein Bub' sein Holdermännli, daß dem Geinet seine dürren Rippen krachen, und das Stundenglas splitternd zerstäubt und seine Segese verbogen durch die Lüfte schwirrt, weit, weit hinaus über der Saufenburg schwarzagende Trümmer in den dunkeln Tannenwald hinab.

Wärst du nämlich ein Schwabenhammel gewesen von der gewöhnlichen landläufigen Sorte, dann wärst du kopfhängend um all die weit hinaus an den Rheinstrom, den großen Altargraben deines Proteus, grenzenden Stufen des gewaltigen Altars herumgekrochen und hättest als trüb-sinniger Pilgrim die Stationskapellen deiner via dolorosa durchgemacht tief drunten im Rheinnebel, hättest dich mühselig durch all das an deinem Weg stehende Getier vom „Ochsen“ in Efringen bis zum „Bären“ in Auggen durchschlagen müssen, und es ist sehr die Frage, ob du dann endlich geheilt und getröstet, ausgereinigt und entschuldiget als kosefeligier Waller gelandet wärst beim Müllheimer Posthalter!

Nein, es ist tausend gegen eins zu wetten, daß über dieser Wallfahrt dein Brast nur noch größer geworden wär', mit sturmem Kopf und trübem Herzen wärst du fürbaß gewandert und vermutlicherweise in einem der Stationskäppeli liegen geblieben. So aber hast du als ächter, trostsuchender Waller zu Istein am Kloß kühn die erste Altarstufe betreten, zu Kleinenkems die zweite und zu Blansingen im Brödlinshof ist dir erschienen ein Erzengel in Generalsuniform mit einem silbernen Stern auf der Brust, aber die Siegel deines Schicksalbuches hat er freilich noch nicht gelöst, und dir vorderhand noch kein Karlsruher Hofdiakonats in die Perspektive gestellt! Auf dem weichen Polster einer Turn- und Taxis'schen Postchaise bist du von Engelhänden fürder spediert worden, und, an der Kaltenherberge ausgeladen, allein weiter gemetzget bergan, immer bergan und manch Schweißtröpflein ist deiner Stirn ent-

flossen, bis dich auf der Bürgler Propstei ein anderer Erzengel in Empfang genommen, deine Wunden und Striemen beträufelnd mit heiligem Öl, den Schweiß und Staub dir abwaschend und dich erquickend mit himmlischem Trank aus dem Propsteikeller! Du bist einstweilen gut aufgehoben bei dem sankt-blasischen Prä- und Expositus Kräutner auf Bürglen.

Dieser stand nämlich überlieferungsgemäß in sehr guten und freundlichen Relationen zur evangelischen Markgrafschaft, obwohl ein Benediktiner aus dem gefürsteten Reichsstift Sankt Bläsi. Die Zeitströmung war solchen Relationen günstig, der Josephinismus beherrschte den ganzen Süden Deutschlands und hatte auch unter den Benediktinern der vorderösterreichischen Stifte seine Anhänger.

Trotzdem waren die Relationen zwischen Bürglen und den Markgräfer Pfarrhöfen älter, viel älter als Kaiser Joseph, und ruhten auf natürlicherem Grund, als dem einer liberalen Zeitströmung, sie waren nicht theologischer und ekklesiastischer, sondern önologischer und kulinarischer Art. Schon lange nämlich, als noch der Mann von Rom es für seine Pflicht hielt, Feuer zu speien gegen die Ketzer, und der Vatikan noch viel gefährlicher war, als der Vesuv und der Ätna, und die lutherischen Zionswächter noch gegen jeden derartigen Ausbruch mit ihren Feuerspritzen ausruckten und daher rasselten, daß manch' ein ruhiger Bürger in seinem Tages- und Nachtschlaf gestört wurde, lange vor dieser josephinischen Zeit stieg schon alljährlich um die wonnige Herbstzeit der Bürgler Präpositus, weingrün und weinlaunig als palmentragender Friedensengel von seinem weit über dem Menschengetümmel und der Menschentorheit erhabenen Waldflösterlein hernieder in die ketzerische Markgrafschaft mit ihren goldenen „Trübeln“ und ihren schwarzen „Trotten“, um ein examen rigorosum vorzunehmen an jenen Orten, wo das entlegene Schwarz-

wälder Reichsstift nach uralter Satzung seine Weinzehnten zog. Besonders war's das baselnahe Weil, wo der Bläserhof ragte und des kichenberühmten Pfarrhofs Torbogen weit und breit genug war, für den Einzug des umfangreichsten Prälaten, nur für einen Vogtshochmut war er um zwei und ein halb Zoll zu schmal. Alldort ward dann der Neue probiert, scharf und fein gewogen auf Propst- und Pastorenzunge, und man bedurfte dazu keines Öchse und keines Hofrat Nefler. Der geneigte Leser versteht uns, man braucht ihm nicht mit einem Scheit Holz zu winken. — — —

Der Tag neigte sich schon stark gegen Abend, aber die Septembersonne brannte noch in unverminderter Glut hernieder auf die Schwarzwaldhöhen ringsum, auf die reben- und wiesengrünen Vorberge drunten, auf das weite farbenprächtige Land, welches sich hinausdehnt zu Füßen der Bürgler Höhe.

Auf der Propsteiterrasse saßen ihrer zwei, aber nicht in der Sonnenglut, sondern im Schatten der Hagenbuchelaube. Der eine von ihnen schnupfte ohne Aufhören aus einer goldenen Dose, auf deren Deckel das porzellangemalte Bild des Abts Gerbert von St. Blasien eingelassen war; er trug die schwarze Benediktinertracht und an einer Kette ein Silberkreuz auf der Brust, auf dem Kopf ein schwarzsamtenes Käpplein, war ein Mann von kurzer, untersehter Statur, dem Anschein nach ein guter fünfziger, mit rundem, hübschem und gescheitem Gesicht, auf dem sich viel Gutmütigkeit und Wohlwollen ausprägte, und das war der Propst Kräutner. Der andere blies aus einer kurzen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife blaue Tabakswölkchen in die Abendluft; ihn brauchen wir nicht mehr zu beschreiben, es war auch ein Prälat, aber einstweilen nur ein künftiger, gleichsam Prälat in nuce, einstweilen nur der Präzeptoratsvikari Hans Peter Hebel von Lörrach.

Die beiden hatten etwas Gemeinsames, sie tranken nämlich miteinander und zwar Kleinenkemser Wolferwein. Vor ihnen auf dem Gartentisch stand eine große geschliffene Karaffe Vierundsiebzigiger.

»Ergo debemus sobrie philosophari« setzte der Propst ein Gespräch fort, in welchem wir die beiden soeben unterbrochen haben. „Schauens, Herr Vikari, das müssen's halt lesen: ein klein hübsch Traktätlein Dr. Balthasari Meisneri de philosophia sobria. Ist grad' wie für einen Bürgler Propst geschrieben. Da meinen's die dummen Leut da drunten, 's müßt halt entsetzlich langweilig sein bei uns hier oben. Aber gerad 's Gegenteil. Will nicht reden von der hübschen Aussicht, die ist man bald gewöhnt, nachher geht's einem damit, wie den Kindern Israel mit dem Manna und den Wachteln. Aber man studiert was Brav's; mein Steckenpferd ist die edle historiographia, und wollen's nachher so gut sein und meine Bücherregale durchgucken, werdens finden, daß wir Sankt Blasier halt doch noch lang nicht die Letzten sind. Und ist man so seine vier, fünf Stündel beim Studium gefessen, nachher sieht man nach den Blumen im Garten oder nach dem Innenstand, oder visitiert den Weinkeller, die bibliotheca ferrea oder subterranea — ich bin nämlich hier mein eigener Pater Kellermeister — und der Wein ist so mannigfaltig, wie der Mensch, und braucht sein eigen Studium.

Und dann, 's Best nicht zu vergessen: da hab' ich oder eigentlich schon mein Vorfahr selig, Pater Fintan, die zwei Propsteidiener und die vier Knecht eingeübt auf die Musik. Der Hausmeister, ein Böhm', ist zudem ein geborener Musikus. Ist der Abend lang und 's Wetter hübsch und die Hausgeschäfte sind alle besorgt, so musizieren wir eins hier außen auf der Terrasse, und wenn's regnet und schneit, im Refektorium drinnen. Meinen's, Herr Vikarius, den Eifer sollten's mal sehen bei den Burschen!

Und wie Sie jetzt dazitzen, Herr Vikarius, so kommen an hübschen Tagen manchmal auch Ihre Herren Kollegen 'rauf von Kandern und Eggenen und Hertingen, und bringen auch einmal ihre Frauen Eheliebsten und Jungfern Töchter mit und der von Bamlach seine Jungfer Hauserin; und kommt dann, wissens, so ganz zufallens, der Herr Forstmeister von Adelsheim aus Kandern dazu, der tät's halt nicht anders, da müssen meine Musikanten 'rauf ins Refektorium und aufspielen zu einem kleinen Tänzlel. Da hat unser lieber Herrgott gewiß nichts dagegen! Kann sein, der Herr Forstmeister kommt heut Abend und noch etliche Kanderer Herren mit ihm."

Aus Südosten, eben aus der Gegend von Kandern her, dröhnte es plötzlich wie Kanonendonner: es waren die Böller der Kanderer Artillerie. Der Propst horchte hoch auf. Außer am Tag des hl. Ludwig, wo die französischen Kanonen auf den Wällen von Belfort und Hünningen alljährlich donnerten, war in vielen Jahren hier oben die Luft nicht von Geschützdonner erschüttert worden.

"Soeben zieht der Herr Markgraf in Kandern ein!" sprach Hebel.

"Der Herr Markgraf von Baden in Kandern?" fragte verwundert der Propst.

"Gewiß, Herr Propst", antwortete der Vikari, "er befindet sich auf der Reise mit seiner jungen Gemahlin, der Frau Reichsgräfin von Hochberg!"

"Und Sie erzählen mir das so kühl," sagte der Propst, "als wären Sie ein Engländer, und redeten vom Kaiser von China oder von einem asiatischen Großmogul? Ist Ihnen der brave Herr, Ihr Landesfürst, so ganz gleichgültig?"

"Mit nichten", erwiderte Hebel, "ich habe sogar heute Morgen zu Blansingen im Brödlinshof mit Sr. Durchlaucht und Höchstdeffen Gemahlin zu dejeuneren die Ehre genossen!"

„Und das alles sagt der junge Herr wieder so leicht hin, als ob er ein halb Duzend Prälaturen in der Tasch' hätte, und alle Tag' in durchlauchtigster Gesellschaft mit goldenen Löffeln ab goldenen Tellern schmauste,“ meinte der Propst. „Hören Sie, Sie sind mir ein gar wunderbarer Heiliger: ein anderer, und sogar ich, der Bürgler Propst, gäb' um solch' eine Ehre, wie Sie dieselbe heut genossen haben, gern ein paar Dublonen, und erzählte vierzehn Tag lang jedem auf der Gaß' ein langs und breits, was der hohe Herr gegessen, getrunken, was er gesprochen und nicht gesprochen. Und Sie kommen geradewegs aus der Kour zu mir herauf in meine Eremitage, wir reden schon zwei Stunden lang über die ganze Welt und noch ein paar Dörfer, und Sie sind stumm wie das Grab, bis die Kanontier' von Kandern die Ankunft des badischen Herrn Serenissimi anmelden. Wie anno einundachtzig der Kaiser Joseph, Gott segne ihn, von Freiburg aus zu uns gen Sanct Bläsi gekommen ist, da hat er nur fünf Wort in der Eil mit mir geredt, aber ich habe vierzehn Nächte von nichts anderem geträumt, als vom Kaiser, und Sie — nun Sie sind mir ein Rarer!“

Der Propst hatte dann eine Weile dem fortdauernden Schießen gelauscht, und in der Richtung gegen Kandern gesehen, als müsse er etwas erblicken von den Einzugsfeierlichkeiten, kehrte aber jetzt dem Vikari sein Angesicht wieder zu, und ergriff das Glas, um auf den Markgrafen anzustoßen.

Aber über Hebels Stirn zog plötzlich eine trübe Wolke, und, in Gedanken verloren, blickte er vor sich hin. Die Geister des Anmuts und des Zweifels kamen plötzlich wieder über ihn: vielleicht brachte es die tiefe lautlose Einsamkeit dieser weltabgeschiedenen Höhe mit sich, daß eine Stimmung voll Schmerz und Schwermut ihn ergriff, der Schmerz über ein vermeintlich verfehltes Leben, der

Zweifel an einer glücklichen Gestaltung der Zukunft stieg wieder vor ihm auf, wie ein starker Gewappneter; wie scharfer, schneidender Hohn klangen ihm auf einmal die Worte im Ohr nach, die sein Fürst heute zu ihm gesprochen! Ein frevelhaft falsches Spiel, dünkte ihm plötzlich, habe diejenige bislang mit ihm gespielt, auf deren herzliche Liebe er das Glück seines Lebens zu bauen entschlossen war! Gestrandet, zerbrochen an elenden Sandbänken, lag sein Lebensfrieden vor ihm. Leise stahl sich eine bittere Zähre aus seinem Auge. Ist am Ende doch am besten dort in der Urwaldstiefe, dort, dort ist's still, wie hier oben! Dort sollen sich ihm keine eigen sinnigen Markgrafen mehr in den Weg legen und keine geschmeidigen Berginspektoren!

Der Propst sah ihn mit einem Blick voll Teilnahme an, und schüttelte den Kopf, als Hebel regungslos in dieser Stimmung verharrte. Der Toast unterblieb.

Als aber von Eggenen her aus dem Wald ein Zug schwer mit Ohmbündeln beladener Maultiere, von zwei Knechten geführt, auftauchte, und sich langsam über die die ganze Propstei umgebenden Matten heraufbewegte, trat der Propst aus der Laube und ging der Karawane entgegen.

Hebel bemerkte den Weggang Kräutners kaum, er sah auch nicht, wie derselbe zweien hinter den Maultieren rüstig bergansteigenden Männern in geistlicher Tracht entgegen ging und hörte nicht, wie dieselben vom Propst mit freudigem Zuruf begrüßt wurden. Als es aber nach wenig Augenblicken „Parmenideus“ und „Stabhalter“ hereinrief in die Hagenbuchenlaube, und Günttert's und Hitzig's Gestalten draußen am Terrassenrand sichtbar wurden, da flohen die Geister des Mißmuts vom Antlitz und aus dem Herzen des Vikari, und herzliches „Grüß-ichgott!“ „Wir haben ihn!“ und „Halloh, Pennsylvanier!“

flang's durcheinander von Freundeslippen, Handschlag und Bruderfuß wurde fröhlich ausgetauscht.

Der Propst schnalzte mit dem Zeigefinger, und drehte sich vor Vergnügen zweimal im Kreise herum, daß das Skapulier flog.

„Meine Herrn“, sprach er, „so wird's doch noch recht heut Abend. Hab schon gesorgt, unser Konzert möcht' ins Wasser fallen, dieweil die Kanderer heut' jedenfalls unter sobewandten Umständen von wegen dem Herrn Markgrafen ausbleiben werden. Da haben wir doch noch ein aufmerksam und dankbar Publikum, denn soeben haben mir die Knecht' noch fünf Herren von Basel angemeldet, und drei Offizier, zwei Kaiserliche und ein Durlacher, haben sich heut morgen bei uns ansagen lassen. Jetzt aber werden mich die Herrn Confratres in Domino erkufieren, dieweil ich Ihnen einen Vespertrunk besorge, und den Bruder Koch instruiere für den Abend. Einstweilen gute Unterhaltung!“

Damit enteilte der Propst.

„Ich sehe“, sprach Hebel, „daß Ihr beide keine Milonen seid, und ein paar Öchslein geschmeckt habt auf dem Weg vom akazienbeschatteten Hain bis hierher zum vierten Stationskäppeli. Chazzen von Eurem Kaliber sind rar, denn die meisten trümmeln umeinander und fahren mit der Stang im Nebel rum. Aber das möcht ich doch wissen, welcher von Euch Zweien das Haupttrümmeli in die Hand genommen, und es herausherifrisiert hat, woane der chibige Pilgrim gemetzget. Die Karolise ist doch gewiß gut aufgegeben gewesen!“

„Stabhalter“, entgegnete im nämlichen Proteuser Kauderwelsch Hitzig, „ein Oberpriester schmeckt alles. Deine Karolise war aber auch so unb'häb, und hat so viele und so große Chlimsen gehabt, daß der ärgst Schwabenhammel nicht nur hätt' durchluegen, sondern sogar durch-

schlupfen können. Ist nicht an einem Käppeli am Weg ein Bammert gefessen bei einem Schöppli, und hat uns offenbart, wie daß Du mit etlich Blawroceka den Blansiger Berg abegefahren, vorn dran der oberst Blawroceka von Kanitluege mit dem silbernen Stern, der soeben durchs Land meßget, und enanderno auf Proteopolis loszieht? Und dann beim dritten Käppeli an Keinaus Schopf haben sie Dich da nicht abgeladen? Hast Du da nicht die Erbsen aus Deinen Schuhen geschüttet und hast hinterlassen, Du gingst hierher dem vierten Käppeli zu?"

„Und ich sag' Euch“, entgegnete der Stabhalter lachend, „selbiger Bammert hat's nit recht gewußt oder verstanden! Der Obervogt mit dem silbernen Stern hätt' mich schier in Ketten legen und enanderno köpfen lassen, dieweil mich der Blansiger Vogt bei ihm verschwätzt hat. Aber das sag' ich Euch: der Tempel wird verheert und zerstört, der Altar auf dem Belchen wird umkeit, Du, Oberpriester des Proteus, wirst verbrannt auf einem Feuerstoß von Deinen eigenen Akazien, Du, Vogt, wirst mit Rebstecken gepfählt, ich geköpft und dann aufgehangen an der Ofenstange der Wirtsstube im Schwanen zu Weil und zuletzt auf das Wagenrad geflochten, das dem Posthalter im Baselftab kürzlich gestohlen worden ist. Der Netoreck muß zweimal Spießruten laufen, oder eigentlich, weil er ein Kavallerist ist, so wird er mit Stoppelriemen gefügt!“

„Und der Bammert?“ fragte der Vetter Vogt.

„Ja so, der Bammert,“ antwortete Hebel, „da bringt Ihr mich auf eine Spur: so viel ich gespürt hab', geht der frei aus in Judicium, und ist am Ende der Judas, der dem Oberblawroceka von Kanitluege den „neuen Vikari von Eörrach“ geschmuggelt hat. Nämlich der oberst Vogt von Kanitluege weist schon all unsere Spitzbubereien. Wir sind verkauft und verraten, ärger als almig der Obervogt von Wien, wenn er seine Weißröck' ins Feld

schickt. Der oberst Vogt von Kanitluege ist sölli hö, und der Blansfiger Vogt auch. Drum bin ich heut vom Leiterwagen gehopft und dem Wald zu. Es wird 's G'scheitste sein, wir lassen Proteopolis, das nächstem doch unter Wasser gesetzt wird, im Stich und meßgen zu fünft in Pennsylvanien. Einmal ich, wer aber mein Jukler nit sein will, der bleib daheim bei der Grundbirensuppe. Affa, Ihr Proteuser!"

Hiebei machte Hebel ein so urdrolliges Gesicht, daß seine beiden Mitbrüder vom Geheimbunde des Proteus in ein homerisches Gelächter ausbrachen, in das er zuletzt selbst einstimmte.

Günttert und Hitzig kamen hiedurch wieder auf ihre ursprüngliche Ansicht, die Flucht Hebels aus dem Weiler Pfarrgarten sei nur ein Jux von ihm gewesen, eine gewisse Revanche für seine Vernachlässigung durch das Gustäveli. Sie konnten dem Stabhalter also nicht zürnen, denn es war ja nur eine „Karolise“ gewesen, zu deren Lösung man freilich Menschen- und Roßbeine hatte in Bewegung setzen müssen. Hebel hatte die Genugtuung, als Sieger aus dieser Affaire hervorzugehen, und statt für seine Eifersucht und Empfinderei, die ihm diesmal einen Streich gespielt, nicht nur nicht gefoppt zu werden, sondern zuguterletzt selbst etwas foppen zu können.

Auch für die beiden Freunde war ja mit der Reise nach Bürglen nichts verloren gewesen, nicht einmal Heu und Hafer, die das Füchlein Güntterts gefressen. Im Gegenteil erwartete sie auf Bürglen nach einem freilich etwas heißen und schweißfördernden Septembertag ein wirklicher musikalischer Ohrenschmaus. Des Probstes Kapelle war weit ins Land hinaus berühmt, er selbst ein tüchtiger Violinvirtuos, aber noch ein größerer Küchenvirtuos, denn er, der hochwohnende, von allem Menschen-

verkehr abgeschnittene Klostermann verstand es vortrefflich, die Gäste, und wenn sie auch oft ganz unversehens eintrafen, mit einem exquisiten Bissen zu regalieren. Die culina Sti. Benedicti hatte an ihm keinen schlechten Repräsentanten.

Während der Bruder Cyprian, ein Propsteidiener, aus einem ansehnlichen Henkelkrug die Karaffe auf dem Gartentisch neu füllte und zwei weitere Gläser aufstellte mit der Bemerkung, sie möchten seine Hochwürden, den Herrn Probst, wegen dringender Hausgeschäfte noch einen Augenblick für entschuldigt halten, erzählte Hebel den Freunden mit allem ihm zu Gebote stehenden Humor seine Erlebnisse seit gestern abend, die Einkehr in Efringen, das Erdbeben, das Zusammentreffen mit dem Zundelfrieder, die Prophezeiung der Zigeunermutter, insbesondere aber seine Audienz beim Markgrafen im Brödlinshof.

Günttert und Hitzig zogen aus der Erzählung den allerdings nicht weit abliegenden Schluß, Hebel werde von der Anwesenheit des Markgrafen irgendwoher Wind bekommen haben, sei zuletzt gar von Brauer oder Ittner bestellt gewesen. Der Vikari ließ sie auf diesem seligmachenden Glauben. Als im weiteren Verlauf ihrer Rekapitulationen Hitzig ganz en passant fallen ließ, der Berginspektor sei gar nicht mit in Grenzach gewesen, da ging dem Vikari vollends wieder ein Stern nach dem andern auf an seinem Himmel. Wie verdroß es ihn jetzt, daß er sich durch ein paar unbedacht aufs Papier hingeworfene Worte so heillos hatte verwirren lassen, aber wie einfach entwirrte sich der Knäuel wieder!

Kosefelig saßen die drei Proteuser noch eine Weile in der dämmrigen Laube, Günttert und Hitzig insbesondere erlabten sich nach den Strapazen des jähen Aufstiegs von Eggenen her an dem perlenden Propstwein. Hiebei wurde dann auch der Heimweg beraten: da der Himmel wunder-

bar hell und klar war, und eine milde, sternenhelle Nacht in Aussicht stand, so machte der Vetter Vogt den Vorschlag, nach dem Abendessen wieder nach Eggenen und Hertingen aufzubrechen, in welchem letzterem Ort sie beim Köpflerwirt ihr Fuhrwerk eingestellt, und den Bummer zurückgelassen hatten. Von dort aus konnten sie auf der guten Poststraße ihre Heimat bei der trefflichen Beschaffenheit von Roß und Wagen bald nach Mitternacht zu erreichen sicher sein.

Mittlerweile tauchte die Sonne vollends in die Bucht zwischen den Südhängen der Vogesen und den Vorbergen des Jura, weite Schatten lagerten sich über die ruhebürstige Welt drunten und ein frischer kühler Lufthauch strich von Nordost her über die Propstei und die frisch abgemähten Matten am Berghang.

Drinne aber wurde es jetzt sehr lebendig. Offenbar waren die erwarteten Gäste eingetroffen, welche Vermutung bald durch die leicht erkennbaren Basler Akzente, durch unterschiedliches Sporenklirren und Aufschlagen eines Schlepplabells auf der Portaltreppe bestätigt wurde. Gleichzeitig kam der Propsteidiener und lud ins Refektorium.

Die Freunde stiegen daher die Gartenterrasse herauf und waren nicht wenig erstaunt, plötzlich den Diskant Dr. Brästenbergers auf dieser Höhe zu vernehmen. Sie traten durchs Portal in die geräumige Halle, und fanden hier in seiner Begleitung — er hatte jedenfalls den Führer bei der Partie gemacht und wischte sich den noch unaufhörlich perlenden Schweiß von der Stirn und den runden, stark geröteten Wangen — den Weiler Gutsherrn, Herrn Bachofen und seinen Schwiegersohn, Herrn Forkart, ferner einen Herrn Röhner und Von der Mühl. Einer gegenseitigen Vorstellung aber zwischen den Basler Herren und den geistlichen Häuptern bedurfte es nicht: sie hatten samt und sonders schon mehr als ein Schöppllein Neuen mit-

einander getrunken und schon manches Pfund Leckerli miteinander verzehrt. Außerdem ist ein Basler Herr kein Freund von Förmlichkeiten, besonders wenn er sich auf der Jagd oder auf einem Ausflug befindet, da zieht er gern seinen alten Basler Adam aus und liebt es, Mensch unter Menschen zu sein.

Dr. Brästenberger bezeugte eine närrische Freude, das geistliche Trifolium hier oben zu finden, welcher Empfindung er jedenfalls noch einen viel lauterem Ausdruck gegeben haben würde, wäre man nicht auf dem Treppenabsatz mit dem Propst und den Offizieren zusammengestoßen. Ersterer erklärte seinen militärischen Gästen eben die Wunder der berühmten mechanischen Propsteiuhr, welche einst von einem Franzosen, namens Nasson, begonnen, und von einem Kanderer Schlosser vollendet, sieben Scheiben, und zwar hier eine auf dem Treppenabsatz, eine andere auf der Terrasse, im Refektorium und in den vier Eckzimmern regierte, für jene Zeit wirklich ein Meerwunder, dem die Basler alle Bewunderung zollten. Hier war ihr Nationalheld, der Lällenkönig auf dem Rheintorturm, mit seiner weltbekannten Mechanik aus dem Felde geschlagen.

Überhaupt mußte die Solidität des Propsteinventars imponieren, obwohl wenig überflüssige Pracht zu erblicken war und die Ölbilder, womit sämtliche Füllungen des Wandgetäfels verziert sind, schwerlich aus eines Rafael oder Tizians Meisterhand hervorgegangen waren. Dagegen stammte sämtliches Möbelwerk in Schnitzerei oder eingelegerter Arbeit aus der Zeit der Spätrenaissance oder, wie auch sämtliche Stukkaturen, aus der Rokokozeit, und erzeugten den Eindruck des Reichtums, der Eleganz und des Behagens. Wahrlich, wenn St. Benedikt, dieser Rothschild unter den Ordensheiligen, vom Himmelsfenster auf seine Stifte herunterlugte, so konnte er auch mit dem äußern und innern Habitus dieses exponierten Wald-

Klosterleins noch ganz zufrieden sein: es machte ihm keine Unehre. Auch der Bratenduft nicht, der das ganze Haus durchdrang und der reich servierte Tisch im Refektorium.

Die Offiziere, ein Herr von Rotberg von Rheinweiler, badischer Rittmeister, und zwei österreichische Hauptleute von dem in Freiburg stationierten Regiment, ein Herr von Andlaw und ein Herr von Zorn-Bulach, hatten die Anstrengungen des Marsches bereits überwunden, und schlugen augenblicklich einen ganz jovialen Ton an, in welchen binnen kurzem die ganze Gesellschaft mithineingezogen wurde.

Die Kerzen des Leuchters flammten bereits, an den Musikpulten im Hintergrund stellten sich der Hausmeister, sonst auch Sekretär des Propstes und jetzt Vizekapellmeister, mit drei Dienern und den drei Knechten der Propstei auf. Die Gäste nahmen, vom Propst dazu eingeladen, Platz an der Tafel, ganz ohne alles Zeremoniell, wie ein jeder mochte, und nach einem kurzen lateinischen Tischgebete des Propstes begann die Mahlzeit und das Konzert, das der Hausmeister diesmal statt des Propstes dirigierte.

Während die Suppe serviert wurde, begannen die süßen Tonwellen der Zauberflöte durchs Refektorium zu fluten. Die Zauberflöte war freilich in dem Klosterlein Kontreband: sie war ja als Maurerstück bereits auf der Proskriptionsliste in der ganzen österreichischen Monarchie, und die seit kurzem hereingebrochene Reaktion unter Kaiser Leopold hatte dem harmlosen Tonwerk viele Bühnen der Monarchie verschlossen. Aber hier oben in der Schwarzwälder Propstei fand sie noch ein Asyl. Freilich war eigentlich die ganze bunt zusammengewürfelte Gesellschaft Kontreband: ein Benediktiner, drei protestantische Geistliche, fünf Basler Patrizier, zwei österreichische und ein badischer Offizier; es fehlten nur noch einige geistvolle Damen und die ganze Gesellschaft konnte ebensogut in einem groß-

städtischen Salon um das berühmte Tonstück versammelt sein, wie hier auf dem Schwarzwald.

Aber schreibt nicht die Regel des hl. Benedikt vor, um unnütz Gerede über Tisch in dem Refektorium zu verhüten, und um während der Mahlzeit auch den Geist der Spiritualen zu sättigen, über Tisch müsse irgend ein Passus aus den Kirchenvätern oder ein Abschnitt aus der Legende vorgelesen werden? Sicherlich hat sich's der Wolfgang Amadeus Mozart nie träumen lassen, daß er in Benediktinerklöstern noch die Rolle eines Kirchenvaters vertreten müsse; aber Tatsache ist, daß vielleicht noch nie in einem Refektorium ein aufmerksameres Publikum der Tischlektion gelauscht hat, als hier in der Propstei.

Der Präzeptoratsvikari wenigstens, obwohl kein sonderlicher Musikus, glaubte der ihm bis jetzt noch wenig bekannten Mozart'schen Tondichtung ins Herz hinein zu sehen. Ihm war zu Mut, als segle er, den pausbäckigen, geflügelten Schelm mit Köcher und Bogen als Steuermann zur Seite, auf leichtem Nachen durch die milde helle Septembernacht dahin, Nachtigallen flöteten im Gebüsch, laue, süße Lüfte umfächelten ihm Haupt und Brust, ihm war so wohl und so frisch zu Mut, so ganz papagenomäßig, nur mit dem Sarastro kam er nicht zu Streich; statt des Oberpriesters trat immer das Bild des Markgrafen vor ihn, breit und groß, wie er ihn heut im Brödlinshof geschaut. Aber sein Nachen landete zuletzt an dem Haus mit der gen Himmel strebenden Madonna. — — —

Ein herzhafter Puff, seinem linken Schenkel unter dem Tisch appliziert von seinem Tischnachbar, dem Dr. Brästenberger, rief ihn wieder zurück ins Bereich der Wirklichkeit. Ob dieser Puff dem eben passierenden Gericht, einem feinen Kaiserkuchen galt, oder der Rede, die der Herr Bachofen soeben beginnen wollte, war im Augenblick nicht herauszubringen.

Herr Bachofen hatte jedenfalls das Herz voll, und ein Toast war im Anzug auf Hospitalität, Völkerverfrieden und die Propstei Bürglen. Aber der Mensch denkt. Kaum hatte der Basler Patrizier seinen Mund weit aufgetan, als an der Refektoriumstüre sich ein ungeduldiges Krazen und Scharren vernehmen ließ und ein lautes Gebell. Dr. Brästenberger nahm ein zu seiner Tellerseite liegendes Kotelettenrestchen und schlich auf den Zehen zur Türe, um durch eine leise Öffnung derselben den Störenfried zur Ruhe zu bringen. Aber kaum hatte er die Türspalte geöffnet, so fuhr durch dieselbe wie ein Blitz ein schwarzes Untier dem guten Doktor gerade durch die Beine: man hörte einen schweren Plumps, der Sohn Askulaps streckte seine Beine gen Himmel, und laut bellend vor Freude und Urbehagen hüpfte der Bummer an Günttert und dem Präzeptoratsvikari empor. Das gute Tier war seinem Käfig, dem Gänsestall zu Hertingen entronnen, und hatte die Spur seines Herrn hieher gefunden.

Die Rede des Herrn Bachofen blieb ungehalten: er selbst eröffnete den Reigen eines zwerchfellerschütternden Gelächters, das anhielt, bis das Orchester das herrliche finale der Zauberflöte zu spielen begann; aber es dauerte auch da noch eine geraume Weile, bis die letzten Zuckungen des unterdrückten Lachkrampfes überwunden waren.

Jetzt aber gab Günttert seinen beiden Freunden einen Wink zum Rückzug, und die drei erhoben sich. Sie begegneten freilich dem lebhaftesten Protest vonseiten des Propstes und der übrigen Gäste. Günttert begründete den frühen Ausbruch damit, daß man nicht wissen könne, wann Serenissimus von Kandern nach Lörrach aufbreche, und daß die Diözesangeistlichkeit dann jedenfalls auf dem Platze sein müsse; und er, Günttert, habe noch den besonderen Grund, Seine Durchlaucht zu der demnächst stattfindenden Einweihung der neuen Kirche zu Weil persönlich einzuladen.

Dieser Grund zog auch bei dem Propst, und die Basler versicherten, sie würden nicht ermangeln, wenn der Gemeinde Weil die Ehre des markgräflichen Besuchs zu Teil werden sollte, an dieser Kirchweihe teilzunehmen. So verabschiedete man sich.

Einer der Propsteifnechte, der soeben noch die Klarinette gehandhabt hatte, ging den drei Freunden mit einer mächtigen Laterne auf dem holprigen Abstieg voran. Aber kaum waren sie in den Buchwald eingetaucht, so erklangen von der obern Terrassenmauer der Propstei durch die wunderbar milde Septembernacht die gezogenen, zitternden Klänge eines Waldhorns. Es klang wie Geistergruß, wie süße Sehnsuchtslaute nach fernen Lieben. Der Propst regalirte seine Markgräfergäste auch jetzt noch mit dem Besten, was er im Hause hatte. In Eggenen entließen sie den begleitenden Knecht mit einem guten Trinkgeld, und gingen zu Fuß nach Hertingen.

Früh zwei Uhr bellte der Bummer dem Kappi den Willkommgruß entgegen vor dem Pfarrhofstor zu Weil. Bald ward's lebendig im Haus: hinter den fenstern der Wohnstube huschten Gestalten hin und her. Der Andres öffnete schlaftrunken das Hofstor und nahm den Fuchs in Empfang. Eiseli erschien mit dem Licht unter der Haustür. Im zweiten Stock lüftete sich leise ein Umhängelein und der Vikari winkte einen Gutenmorgengruß hinauf. Man war daheim.

9. Hauptstück.

Eine Flugprobe des alemannischen Dichters.

Wenn unser Herrgott im September siebenzehnhundert einundneunzig den Erzengel Gabriel als Stabsfourier an den Rötler Obervogt geschickt hätte, um auf einige Tage in dem Wiesenstädtlein Lörrach Quartier zu bestellen,

Librecht, Präzeptoratsvikari.

wahrhaftig, es hätte unmöglich mehr geschehen können zur Aufnahme der himmlischen Heerscharen, als jetzt, wo der Markgraf nach langer Zeit sich wieder das erste Mal seinen lieben Oberländern zeigte. Das war ein Jubilum, ein Spektakel und ein Getreibe, wie in einem Ameisenhaufen! Jetzt konnten die dicken Vögte wieder einmal kommandieren und wettern nach Herzenslust, jetzt lernten die lendenlahmen Wächter auf einmal wieder laufen, wie die Hasen, jetzt galoppierten die Extraboten zwischen Kandern, Lörrach und Schopfren wie Feuerreiter hin und her, daß die Rundscheiben in den Bleizügen zitterten als sei der Föhn los, und daß die Hufeisen davonflogen.

Am Dienstag Morgen wußte der Obervogt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, aber auch der Kabisnicki nicht mehr, wo ihm der Zopf hing, ob vornen oder hinten. Die Lörracher Bürgermiliz exerzierte in antediluvianischen Uniformen, und beim Probierfeuern flogen die hölzernen Ladstecken durch die Luft, wie die Perserpfeile in der Schlacht bei Marathon. Das Lörracher Stadtorchester aber hielt seine Proben im Bären, daß der Schweiß stromweis in die Strümpfe lief und der Wein maßweis in die vertrockneten Kehlen. Die Hämmer der Zimmerleute klopften an den Ehrenpforten, und die Nadeln der Näherinnen flogen durch das gelbe und rote Fahnenzeug; des Stadtkantors Daumen und Zeigfinger war unermüdlich an den Ohrläpplein der Buben, bis die Choräle gingen. Kurz, Lörrach besand sich im Vorbereitungsstadium zur Feststimmung.

Als nun aber am Dienstag Abend eine bei Thumringen aufsteigende Rakete und das Knallen der Böller verkündeten, der Herr Markgraf fahre eben über die Lucke, da — nun da wußte der Kabisnicki wieder, daß er seinen Zopf habe.

Wir wollen uns jedoch mit den Lörracher Empfangsfeierlichkeiten nicht länger aufhalten: die geneigte Leserin

möchte doch lieber erfahren, wie es zu Weil steht. Wir begnügen uns deshalb mit der Andeutung, daß am Mittwoch großer Empfang der Lörracher Staats- und Magistratsbehörden in der Post stattfand, daß anlässlich der Vorstellung der Diözesangeistlichkeit durch Spezial Hitzig der Pfarrer von Weil die Zusage erhielt, Serenissimus werde an der am Sonntag stattfindenden Einweihung der Weiler neuerbauten Kirche mit der Frau Reichsgräfin teilnehmen.

Hebel wurde besonders gnädig behandelt und ihm vom Markgrafen versichert, daß er nicht mehr lang Präzeptoratsvikari in Lörrach sein werde, da Herr Obervogt und Spezial ihm ein ausgezeichnetes Zeugnis erteilt u. s. w. Hebel, obwohl etwas Sanguiniker, war durch die langjährigen Zurücksetzungen etwas kühl geworden, um so mehr, als der Markgraf auch gegen fast alle andern Kollegen im Lehramt und auf der Kanzel nicht karg mit Lob und Versprechung gewesen. Der Pennsylvanier geisterte merkwürdigerweise mehr als je in ihm. Hätten seine Freunde die erteilten Lobsprüche nicht auch vernommen und nach der Vorstellung ein langs und breits davon geredet, er selbst hätte sicher kein Wesens davon gemacht. Er wollte einfach abwarten, was als Niederschlag der Feststimmung, in der sich offenbar auch der Markgraf befand, zurückbleibe und nahm sich aufs neue fest vor, auf den Grund des neuesten Hofrostes kein Schloß zu bauen.

Nach der Vorstellung war dann Galatafel in der Post; dann traten die „Proteuser“ Günttert, Hebel, Hitzig und Stork, vulgo Vetter Vogt, Parmenideus, Zenoides und Netoreck (der Bammert war in Emmendingen), zu einem Extrakolloquium zusammen, um die nächstsonntägige Weiler Kirchweihe in eingehende Beratung zu ziehen.

Stork, der Lörracher Amtsaktuar, rückte seine Brille verschiedene Mal hin und her, dann schlug er vor, Hebel solle ein paar kernhafte Verse im Bauerndialekt machen,

und dann solle nach beendigter kirchlicher Feierlichkeit beim Austritt der hohen Herrschaften aus der Kirche eine Schar bekränzter Jungfern, etwa die Gustave an der Spitze, welche auch die Festrednerin wäre, dem Markgrafen und seiner Gemahlin unter Vortrag der genannten Verse einen Korb voll Herbstfrüchte überreichen; daran könnten sich dann, da jedenfalls eine Hochzeit und Taufe mit dem Weiheakt sich verbinden ließe, die ortsüblichen Bräuche und Belustigungen anschließen.

Die Freunde waren mit diesem Vorschlag freudigst einverstanden und versprachen für sich und ihre Familien kräftigste Mitwirkung zu dem Feste, denn es gab in diesen Tagen viel, viel zu tun für Dekoration der Kirche und des Dorfes; der Netoreck versprach, das Pfarrhaus in ein großes Gartenhaus umzuwandeln, denn der Markgraf würde, wie zu erwarten stand, sein Mittagsmahl dort nehmen. So trennte man sich denn, jeder Kopf voll rosiger Festentwürfe.

Hebel ging für den Nachmittag, und vielleicht auch für Donnerstag mit dem Vetter Vogt nach Weil hinaus, um dort im Gartenhaus sein Pensum zu erledigen. —

Am Mittwoch Abend also sitzt der Vikari ganz auf demselbigen Fleck im selbigen Gartenhaus, wo er eigentlich von Gott und rechtswegen am Sonntag Abend hätte sollen sitzen bleiben und abwarten, was komme. Er wäre jetzt wahrscheinlich glücklicher Bräutigam und könnte sich dann am Sonntag gleich ein Hofdiakonat vom Markgrafen ausbitten. Aber wir wissen, was das Schicksal für einen traurigen Kribiskrabis gemacht.

Nun an dem Mittwoch, an dem wir den Vikari wirklich in der Laube treffen, — sie ist noch so schön grün, wie am Sonntag, nur die an der Decke hängenden Trauben sind in den drei Tagen etwas durchsichtiger geworden, dank der Septembersonne — an dem Mittwoch ist auch

noch Zeit genug. Der Himmel ist fast noch schöner und klarer; die Vögel zwitschern auch noch und der Spätsommerflor leuchtet eben so freundlich herein aus der Blumenrabatte vor der Laube, es braucht nicht gerade Sonntag zu sein.

Heut also! Aber „nichts nutz“! pflegte später der Rheinländische Hausfreund zu sagen, wenn einer lez geraten hat! Auf dem Gartentisch lag kein Jaspis, weder der blutrote Herzjaspis noch der fahengraue Kachelfluer. Wohl sitzt der Vikari da, aber die blondlockige Pfarrjungfer einstweilen nicht dabei mit Strickete und Wollknaul, sondern bloß der Bummer liegt mit unterschlagenen Beinen und seitwärts geneigtem Kopf auf der Gartenbank einerseits, des Vikari's Affor, ein weißer dickwolliger Spitzer auf der andern Seite, und schnappt nach fliegen. Der Affor und der Bummer waren gute Kameraden. Auf dem Gartentisch aber stand ein Tintensaß und lag ein beschriebener Bogen Papier, hinter dem Ohr hat der Vikari einen Ganskiel stecken und in seinem Mund die Meerschampfeife. Sauber und reinlich sind die Schriftzüge auf dem Papier, nur wenig korrigiert oder ausgestrichen. Heitere Ruhe liegt auf dem Gesicht Hebels, er scheint mit seinem Werk zufrieden. In kaum zwei Stunden hatte er seine Gedanken, die ihm unterwegs von Lörrach her ungesucht gekommen waren, zu Papier gebracht.

Jetzt wurde der Poet in seiner Andacht unterbrochen:

Hüben und drüben fuhren Affor und Spitzer auf und hüpfen Gustave entgegen, die mit Chrüsli und Glas aufs Gartenhaus zukam und ihren Kopf in die Laube hereinsteckte.

„Ist's erlaubt“, sagte sie, „in die Hütte Jeduthuns, des Sangmeisters, einzutreten?“

„Warum denn nicht, liebste Jungfer Wunderfitzin?“ erwiderte der Vikari und sein Gesicht strahlte, die Unter-

brechung war ihm hochwillkommen, er wünschte eine Besprechung mit Gustave, er hatte seit gestern Morgen nur ein paar flüchtige Worte mit ihr wechseln können, denn er hatte ja alsbald am Dienstag morgen nach Lörrach und an der Spitze seiner Schüler dem Empfang dort anzuwohnen müssen.

„In der Schul' hab ich gelernt“, sagte Gustave, Chrüsli und Glas auf den Tisch stellend, „der Mensch besteht aus Leib und Seele: Er aber, Herr Vikarius, ist so in sein Harfenspiel vertieft, daß er Gott und die Welt, Leib und Seele, Augen und Ohren, Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker, Vieh und alle Güter, Notdurft und Nahrung Leibes und Lebens rein vergißt! Was hat Er denn da wieder zusammengedrehselt im Bauerndeutsch? Wird was Rares sein!“

Damit griff sie nach dem Papierbogen. Hebel aber deckte zuerst beide Hände darüber, dann, als Gustave dennoch zugriff, faltete er schnell das Papier zusammen, wobei freilich ein Papierzipfel in Gustaves Fingern blieb, und fuhr damit in die linke Seitentasche seines Rockes.

„Ja, Jungfer Raubritterin“, lachte Hebel, „wenn Sie denn so gut beschlagen ist in Luthers kleinem Katechismus, weißt Sie denn nicht, daß es heißt: Du sollst nicht stehlen? Soll ich eine Kinderlehr mit Jhr halten? Ehrlich währt am längsten. Hier, Mamsell, ist ein Schlagbaum, und hier, sag ich, wird Zoll bezahlt!“

Damit ergriff er die beiden Hände des Mädchens, die sich nach dem Heiligtum in seiner Rocktasche ausstreckten.

„Und was verlangen der gestrenge Herr Schnauzius Rapunzius?“ Ficherte Gustave, und aus ihren Augen blitzte der Mutwille und leuchtete die Wonne. Der Zollgardist hatte selbst die Zollgrenze schon bedenklich überschritten.

„Hör Sie, Mamsell Wunderlieblich, das kann ich Jhr nur ins Ohr hineinsagen!“

Noch immer vom Vikari gehalten, neigte sie ihr Ohr herab an seinen Mund und er flüsterte: „Einen Kuß!“

Dabei blieb's, nämlich bei den zwei Wörtlein. Der Kuckuck weiß, ob der Vikari des Glaubens war, der Einblick in sein Manuskript müsse von Jungfer Gustave vorausbezahlt werden, und er müsse zuerst einen Kuß von ihr erhalten, das wär' ein jämmerlicher Junggesellenhochmut gewesen, oder kamen ihm in dem Augenblick elende Skrupel, daß er als noch unangestellter Pfarrer eigentlich gar kein Recht habe, eine rechtmäßige Pfarrjungfer zu küssen, der scharfsinnigste Kritiker wäre heutzutage nicht mehr imstande, herauszubringen, welcher ein Dämon, ob der des Hochmuts oder der der Demut das Herz des Vikaris verhärtete, und ein Schloß an seinen Mund hing; aber soviel ist gewiß, dem A folgte kein B.

Als die Pfarrjungfer merkte, daß dem Worte keine Tat folge, beugte sie sich zurück, lugte dem Vikari fragend ins Aug, aber er machte ein Gesicht, wie ein ertappter Dieb. Sie entzog ihm zunächst ihre Hände, und sagte dann mit einer Miene, in welcher Liebe, Zorn und Beschämung miteinander kämpften:

„So so, Herr Vikari, wo hat man derartige Manieren gelernt? Etwas in Erlangen oder im Leimstollen?“

Jetzt erst erschrak Hebel über seine Kühnheit und kein „herifrisierendes“ Wort kam auf seine Lippen. Und doch hätte wieder ein einzig Wörtlein genügt, alles ins Geleis zu bringen; aber auch das einzige Wörtlein blieb ungesprochen.

Gustave, die den Vikari in diesem Augenblick wieder nur durch die Brille der Eifersucht anschaute, redete sich sofort ein, Hebel habe nur in einem Anfall von Leichtsinne und Übermut mit ihr sein Spiel treiben wollen, sie sah sich darum durch ihr, wenn auch nur augenblickliches Entgegenneigen erniedrigt und in Zukunft dem stillen Spott

preisgegeben; sie verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Laube. Aber sie wußte sich zu beherrschen, als ihr unter der Gartentür Eiseli mit der Frage begegnete, ob ihr Vetter, der Schulmeister, zum Herrn Vikari ins Gartenhaus könne.

„Frag ihn selber“, sagte Gustave barsch, und ging ins Haus.

Hebel fühlte sich beschämt und gekränkt. Gerade heute war das Feuer seiner ersten innigen Liebe so hell aufgelodert, wie seit zwei Jahren nimmer; er hatte sich vorgenommen gehabt, heute Abend alles in Ordnung zu bringen. Und jetzt? Wieder hob Simsalirim seinen warnenden Finger, und als Eiselis glockenreine Stimme unter der Gartenhaustür ihm einen gar herzlichen Gutenabend bot, redete er sehr freundlich mit ihr. Wußte er sie und sich selbst doch ganz unschuldig an der törichten Eifersucht seiner Geliebten.

Auch mit Eiseli hatte er gestern und heute kaum noch ein Wort gewechselt: er erkundigte sich jetzt nach der kürzlich verstorbenen Leimstollenwirtin, Eiselis's Mutter, nach den sonstigen Bekannten ihres Heimatsortes, nach ihrer Lage und ihren Aussichten und bald war ein Viertelstündchen verplaudert, so daß der Schulmeister, für den Eiseli um Audienz zu bitten gekommen war, sich zuletzt den Weg selbst suchte und den Vikari und sein Bäschen in eifrigem Gespräch traf. Eiseli räumte nun das Feld und machte sich im Garten zu schaffen.

Schulmeister Bronner, der die Einübung und Führung des Jungferchors übernommen hatte, eignete sich hiezu besonders. Er war kein *ludi magister* vom gemeinen Schlag jener Zeit. Er hatte das Emmendinger Pädagogium besucht, und auch sonst einen Anlauf zum Studium genommen, war ein tüchtiger Musiker von Haus aus, und längere Zeit in Karlsruhe in einem adeligen Haus Haus-

lehrer gewesen. Noch sehr jung hatte er dann die einträgliche Schulmeisterstelle in Weil erhalten, und sich dort mit einer vermöglichen Tochter im Ort verheiratet. Er sprach aber mit Vorliebe das Hochdeutsche, während jedermann sonst, sogar der Pfarrer im vertrauten Umgang, sich des Dialekts bediente. Sonst aber war Bronner durchaus kein Pedant, sondern ein Praktikus aus dem ff.

Der Schulmeister hatte den ganzen Nachmittag, seit ihm Günttert und Hebel den Plan Netorecks entwickelt, an demselben herumgewürgt, aber die Reime im Bauerndeutsch, und gar noch vor dem Markgrafen, wollten ihm nicht hinunter. Die ganze Geschichte, kam's ihm vor, würde sich wie eine Bauernfarce ausnehmen. Daß der Vikari nicht eigensinnig sei, wußte er, und daß derselbe sich eine nachträgliche Änderung des Festprogramms gefallen lassen würde, so weit es ihn angehe, hoffte Bronner. Also rückte er, nachdem er Hebel begrüßt, und aus dem Glase Bescheid getrunken hatte, mit seinen Zweifeln heraus.

„Ich weiß nicht recht, Herr Präzeptoratsvikarius, ich meine fast, es wär' — nun wie soll ich sagen — doch eigentlich brillanter, wenn Sie die Reimen, — mit Vergunst, wenn sie noch nicht gefertigt sind und Wohlehrwürden erst den Pegasus zu besteigen im Begriff wären — wenn Sie die Reimen in hochdeutscher Sprache abfassen würden und für die hiesige Tempelweihe ein Lied in höherer Tonart widmeten. Sie wissen, ich bin mehrere Jahre in Karlsruhe Hofmeister gewesen, und glaube nicht ganz unbekannt mit der Art zu sein, wie derengattige Feten in der Residenz arrangiert werden. So etwas gehört sich mit mythologischen Symbolen dekoriert. Als zum Exempel, mein' ich, doch ohne Präjudiz, sollten derengattige Jungfrauen in antikem Costume mit Blumenkränzlein auf dem Haupt, unter Konduktion oder Anführung derer Göttin Flora, als welche extra fein kostumiert und als Hauptperson distinguiert wäre,

um einen speziell unter der Kirchenlinde aufgerichteten Götteraltar einen Chorum oder Reigen aufzuführen, und allda das genannte Chorlied intonieren. Dann müßte die verehrliche Pfarrjungfer etwa als Göttin Hebe maskiert mit einem pathetischen Epilogus Seine Durchlaucht Sere-
nissimum begratulieren. —“

„Bacchus aber auf einem Weinsafz daher geritten kommen“, meinte Günttert, welcher, eben herzugetreten, mit Lächeln vernahm, wie sich der Schulmeister immer tiefer ins Antike hineinphantasierte.

Hebel hatte nur mit halbem Ohr zugehört, er war zerstreut und noch zu sehr von den vorigen Eindrücken hingenommen.

„Aber Herr Schulmeister“, sagte Günttert, „woher sollen wir denn die erforderlichen Kostüme nehmen? Wir haben kein Karlsruher Hoftheater zur Verfügung und wenn wir auch auf Ihre nicht unfeine Idee eingehen wollten, die Zeit ist zu kurz, um das Erforderliche zu beschaffen.“

Hebel, der den Grundsatz hatte „Schuhmacher, bleib beim Leist“ ließ, während Liseli kam, um den Gartentisch zum Nachtessen zu decken, seinen Blick über das schlanke, gewandte Mädchen hingleiten, und mußte sich gestehen, daß sie und Gustave auch dem antiken Kostüm keine Un-
ehre machen würden, aber der mimischen Kunst der übrigen Dorfsjungfrauen traute er doch nur halb. Es erhob sich, während die drei verschiedenemal den Gartenweg hin- und herwandelten, eine lebhafte Debatte, denn Bronner ließ das Knöchlein, in welches er sich nun einmal ver-
bissen hatte, nicht so leicht fahren. Schließlich machte der Vetter Vogt den Vorschlag, man solle die Sache durch die Hauptperson, die Festkönigin Gustave, entscheiden lassen. Daß Hebel sein Poem schon fertig in der Tasche habe, wußte Günttert nicht, so wenig als Bronner, und der Stabhalter mußte nicht davon. Der Schulmeister, dem

Pfarrhaus längerher befreundet und dem Pfarrer besonders zugetan, mußte natürlich als Hauptpartner in dem Streit zum Nachlassen dableiben. Er sah sich darum, während Hebel und Günttert wieder dem Gartenhaus zuzugingen, unter den herankommenden drei Frauen, Frau Pfarrer fechtin, Frau Karoline und Jungfer Gustave, um Hilstruppen um, und hatte unter der Gartentür mit letzterer, indes die übrigen bald die Suppe in Angriff nahmen, noch heimliche Zwiesprach, lebhaft an sie hingestikulierend.

Grüßlos und in tiefster Verstimmung setzte sich endlich auch Gustave. Bronner, der zu ihrer Seite Platz nahm, richtete einen fragenden Blick an Hebel und Günttert, ob der Entscheid nicht jetzt zu provozieren sei. Günttert nahm die Verstimmung seiner Schwägerin auf Rechnung der schulmeisterlichen Programmveränderung, und war sich des Sieges gewiß; Hebels Verlegenheit nahm er ebenfalls für leisen Verdruß über den herannahenden Wirrwarr.

„Gustave“, begann er, „da Dir der Herr Schulmeister schon auseinandergesetzt haben wird, um welch' hochwichtig Problema wir streiten, so sollst Du Richter sein in Israel: darum tue auf das Thor Deines Verstandes, und laß Deinen Mund Weisheit reden!“

„So wisse denn das ganze Haus Israel“, sprach sie und warf dem armen Vikari einen unheilbedeutenden, zornigen Blick zu, „daß es mir absolutement gleichgültig ist, wer die Reimen, ob im Bauerndeutsch oder im Hochdeutsch vor dem Herrn Markgrafen hersagen wird, ob die Rednerin als Göttin kostümiert oder als Bauernmaidli auftritt. Ich mach' dezidiert die ganze Geschichte nicht mit. Dezidiert, sagen die Basler!“

Während die Mitglieder der Tafelrunde über diesen allen unerwarteten Entscheid einander höchst betroffen ansahen, hatte Liseli das zweite Traktament aufgetragen. Sie hatte die Rede der Pfarrjungfer mitangehört, den

Vikari mit einem bedauernden Blick angeschaut, und als sie sich zum Weggehen drehte, flogen ihre pechschwarzen Zopfflechten, als ob sie dieselben im Unwillen geschüttelt hätte. Der Gustave war Eiseli's Blick und Zopfschwenken nicht entgangen, und abermals flog, einem scharfen Pfeile gleich, ein dunkler zürnender Blick über den Tisch hinüber gegen das Herz des Vikari. Der Vetter Vogt hatte nur einen kurzen Moment über die Lösung dieser „Karolise“ gebrütet. Auch er hatte das Zopfschwenken bemerkt, aber er glaubte darin die richtige Lösung des Knäuels zu entdecken. Er winkte dem auf tausend Nadeln sitzenden Stabhalter, welcher sich mit der Serviette unterm Arm erhob und mit Günstert die Laube verließ. Der Vetter Vogt führte den Stabhalter schier bis ans andere Ende des weilläufigen Gartens:

„Aber wir sind Kerle! Merkst Du nicht, daß sich der Schulmeister besser auf die Weibervölker versteht, als wir griesgrämige Propheten? Sind nicht die wichtigsten Staatsaktionen schon an einer zu stark angezogenen Korsettschnur oder an einem Unterrockbündel gescheitert? Da deliberieren wir über Gott und die Welt und wollen unsere sanfte Pfarrjungfer zur Festkönigin als Markgräfermädli proklamieren, während sie wohl den Lockenkopf einer Göttin, aber bei weitem keine riesigen, anderthalb Ellen langen „Zupfen“ hat, wie sie jede Markgräfer Dorfmagd mit Stolz trägt. Sie hat sie ja kürzlich erst wegen ihres ewigen Kopfwehs müssen abscheren lassen. Fast hätte ein Toiletten-schnitzer uns das ganze Fest versalzen. Der Schulmeister hat recht, wir können Gustave nur als flora brauchen. Darum tue Buße, Stabhalter, im Sack und in der Asche, und schieb den versahrenen Karren wieder ins rechte Gleis!“

Dazu lachte der Vetter Vogt, daß auch dem Stabhalter das Mütlein sich wieder in etwas hob, wenn dieser auch einer andern Gewißheit war. Hebel nahm sich zu-

sammen, wischte, was von Demut und Selbstverleugnung in seinen Herzkammern aufzutreiben war, wie Goldstaub sorgfältig zusammen und sprach, als sie wieder zur Tischgesellschaft zurückgekehrt waren und ihre Plätze eingenommen hatten, zu Gustave:

„Liebe Jungfer Gustave, aber was soll denn aus unserm Fest und Ihrem heute gegebenen Versprechen werden? Wer anders, als unsere lebenswürdige und blondgelockte Pfarrjungfer soll dem Fürsten und der Fürstin den herzlichsten Glückwunsch der Weiler Pfarrgemeinde darbringen? Es ist ja ganz in Ihrem Willen gestellt, in welchem Kostüm sie das tun wollen: Ihrem Belieben ordnen wir uns alle und gern unter!“

Er sprach diese Worte mit solcher Innigkeit, in so herzlich rührendem Ton, als ob eine Mutter redete mit ihrem kranken Kinde.

Gustave hatte noch ein herbes Wort der Erwiderung auf den Lippen gehabt; fast wär' ihr der Vorschlag entschlüpft, Eisele solle die Stelle übernehmen, aber die letzten Worte Hebels entwaffneten sie denn doch. Sie sah ihn mit einem durchdringenden Blick an, als wolle sie den ganzen Grund seiner Seele herauskehren, aber er hielt ihn ruhig aus, diesen Blick, und endlich senkte sie beschämt ihr Auge. Sie müßte jedoch nicht Weib gewesen sein, hätte sie auf einmal allen Unmut abzuschütteln vermocht. Sie ergriff daher jetzt mit Absicht die Partie des Schulmeisters und sagte:

„Obwohl ich sehr mit meiner schwachen Gesundheit zu rechnen habe, so wäre ich doch erbötig, wenn es denn nicht anders sein kann, das Opfer zu bringen, und auf alle Gefahr hin die mir zugedachte Rolle zu übernehmen, wenn die feine Idee des Herrn Schulmeisters durchdringt. Es ist doch halt mehr Schwung in den Aufzügen, die nach der alten Götterwelt kostümiert sind, als bei den Bauernfesten, die nach der Kirbi riechen.“

Insoweit Gustave sich in diesen Worten als ein Kind ihrer Zeit zeigte, wäre nichts auszufetzen gewesen. Die Tempel, Altäre, Genien mit flammenden Herzen und Fackeln, die Nymphen und Faunen und Satyre u. s. w. kamen damals erst recht in die Mode in Deutschland auch bei Privatfesten. Aber durch Hebels Herz und Sinn wehte bereits, seit er den ersten Vers in seiner eigensten alemannischen Muttersprache aufs Papier geworfen, der Hauch des Genius einer neuen, kräftigern, natürlichern Zeit. Außerdem war ja Gustave heute Mittag Feuer und Flammen für Metorecks Idee gewesen, Hebel hatte es den ganzen Abend, so lange er sinnend und schaffend im Gartenhaus saß, verspürt, wie die herzliche innige Liebe zu Gustave ihm die Feder führte: mit gegenstandsvollerer Lust hatte er noch nie gedichtet; was mußte sie für ein prächtiges Markgräfermaidli vorstellen, daran sich selbst ein Markgraf verluegen könnte und für die verdammten „Zupfen“ hätte sich am Ende schon ein Surrogat finden lassen bei einem Basler Haarkünstler.

Der heutige Abend ließ daher einen tiefen Stachel im Herzen des Vikari zurück. Er erklärte zwar herzlich gern bereit zu sein, bis morgen ein neues Gedicht in hochdeutscher Sprache, das ganz zu der neuen Idee passe, zu liefern, aber ein unterdrückter Mißmut mußte doch aus seinen Worten zu vernehmen sein, denn Gustave erklärte nach kaum beendigtem Essen, sie müsse ins Haus, die Abendluft scheine ihr zusehen zu wollen. Sie nickte einen guten Abend und ging, bald darauf auch die beiden andern Frauen und der Schulmeister. Auch Hebel wollte aufbrechen und ins Städtlein zurück, wofür er verschiedene Ausreden suchte. Aber Günttert hielt ihn: es gelang dem Vetter Vogt jedoch nicht, das in der Rocktasche des Vikari befindliche Manuskript herauszubekommen, und erst als im Gespräch nach Tisch zwischen den beiden Freunden die

Rede zufällig auf Simsalirim, den Pennsylvanier kam, wurde auch Hebel wieder gesprächig. Er meinte, das Umsatteln zur Medizin und das Auswandern in einen andern Himmelsstrich wäre doch am Ende nicht das Schlimmste.

10. Hauptstück.

Die Leiden eines Felpoeten.

Was den Stabhalter am Donnerstag Morgen um den besten Teil seines Morgenschlammers brachte, war nicht etwa die Erinnerung an die Eindrücke des letzten Abends, sondern ein im untern Hausgang zwischen dem Vetter Vogt und dem Andres geführter Zwiesprach, in welchem es sich um nichts mehr und weniger handelte, als um den mutmaßlichen baldigen Tod eines Pfarrhofgenossen. Hebel konnte soviel herausbringen, daß der Vetter Vogt für den Tod der alten Mohre plädierte, während der Andres der unmaßgeblichen Ansicht war, in der jezigen noch immer heißen Jahreszeit täte man besser, das junge „Frankricherli“ auf den Schragen zu legen, es wiege doch so hundertundfünfzig Pfund, so viel könne am Sonntag bei der Kirbi schon aufgeessen werden bei den vielen Gästen, aber bei der Mohre wisse man, da sie gut zwei und ein halb Zentner schwer sei, nachderhand nicht, wie es bei dem heißen Wetter gehen werde mit dem feisten Fleisch.

Der Stabhalter legte sich auf die andere Kissenseite und nahm sich vor, über die Konzeption seiner Dichtung zu meditieren, schlief aber wieder ein. Allein er durfte sich des Schlammers nicht mehr lang erfreuen, ein Mordgeschrei weckte ihn, das Frankricherli verhauchte soeben unter dem Mehrgermesser sein junges Leben als erstes Kirchweihopfer. Nach diesem poetischen Morgengruß fuhr der Vikari rasch in seine Kleider und trat ans Fenster:

Eiselt assistierte bei der Blutarbeit mit aufgestülpten Ärmeln und waidlich aufgeschürzt, sie rührte emsig in der Blut-schüssel und applizierte dem Bummer, der zu nahe kam, eins mit dem blutigen Kochlöffel.

Es nahm den Vikari Wunder, daß Gustave nicht bei der Partie war; bei derartigen Familienfesten durfte sonst niemand im Haus feiern. Es war sogar einmal vorgekommen, daß, als Hebel die Hände in den Taschen und die Pfeife im Munde zugeschaut, Gustave herzugespungen war, dem Vikari einen Metzgerschurz umgebunden, ihm zwei Hackmesser in die Hand gegeben und ihn zum Hackfloh gestellt hatte. Es war ein Wunder, daß die Pfarrjungfer noch nicht auf dem Plan war. Das Zweite, was der Vikari bei seinem Ausguck wahrnahm, war ein dicker Nebel, ein recht unmanierlicher Rheinnebel, der offenbar nicht nur auf das Land, auf den gestern noch so lieblichen Spätsommerflor drückte, sondern sich dem Vikari auch sofort auf Kopf und Herz legte: Hebel brauchte zum poetischen Schaffen immer etwas Sonnenschein, zwitschernde Vögel und lachende Blumen. Gleichwohl ging er, nachdem er die nötigste Toilette gemacht, alsbald an die Arbeit. Leicht und ungesucht strömten ihm sonst die Verse zu, wenn er in der Mundart des Volkes dichtete, er sprach und schrieb ja dann aus seinem Ureigensten heraus. Sobald er aber in hochdeutscher Sprache die gebundene Rede handhaben sollte, dann war er selbst wirklich gebunden an Händen und Füßen, er ging in spanischen Stiefeln: fast noch leichter hätt' er lateinische Verse gemacht, als hochdeutsche. Heute fühlte er sich noch besonders gedrückt, die Viertelstunden zerrannen, es kam ihm nichts Tüchtiges zu Sinn, drum auch nichts Rechtes aufs Papier. Die Eindrücke der letzten Tage, die immer wieder auftauchten, das enge Stüblein, ihm sonst so lieb und traulich, der trübe Morgen, zuletzt noch die Urprosa im Hof, das alles war Hemmnis für ihn.

Dann trat Günttert mit Gutenmorgengruß und der Meldung ein, es sei ein Expresser an Dr. Brästenberger auf dem Weg, daß derselbe die Kostüme beschaffen möge. Aber das Beste wär' doch gewesen, es beim ersten Programm zu belassen. Er wisse nicht, ob seine Schwägerin ihre Rolle übernehmen könne; sie fühle sich diesen Morgen so außergewöhnlich unwohl, habe eine sehr schlimme Nacht gehabt, und die Mutter befürchte eine ernstliche Krankheit. „Bei einem Wetter, wie wir's heut haben“, fügte Günttert bei, „wär's ein Wahnsinn, am nächsten Sonntag in antikem Kostüm Parade zu stehen“.

Günttert ging und Hebel setzte sich wieder. Jetzt kam Eifeli mit dem Frühstück und ordnete, während der Vikari schweigend sein Morgenbrot verzehrte, das Stüblein, so gut es in der Eile bei dem Geschäftsdrang der Schweine-schlachtung möglich war. Das Geschäft wär' im Augenblick nicht das nötigste gewesen; Hebel konnte es aber nicht über sich bringen, das gute Kind, welches sogar niedergeschlagen schien, aus der Stube zu schicken. Sie warf einigemal, als sie sich unbeachtet glaubte, recht schwermütige Blicke nach dem Schreiber am Tisch, Hebel bemerkte es durch den an der Wand hängenden Spiegel.

Warum doch der Herr Vikari heut auch kein Sterbenswörtchen mit ihr schwätze? fragte sie endlich. Ob sie ihn denn mit etwas so erzürnt habe? Und sie hab' ihn doch alleweil wohl mögen. Das tät ihr um so weher, als die Pfarrjungfer gegen sie, das Waisli, so sölli chibig sei, und sie, Eifeli, kenne doch den Herr Vikari schon viel länger, als die Pfarrjungfer. Es werde doch keine Sünde sein, wenn sie das „Herrli“ ein wenig lieb hab'.

Das alles sagte sie in halbflüsterndem Ton, und luegte ihn dabei so treuherzig wehmütig an, daß er ein Kannibal hätte sein müssen, und nicht Präzeptoratsvikari, wenn er ihr ein bös Wörtlein gegeben hätte.

Endlich machte Eifeli an der Stubentür einen Knirz und ging.

Mit dem Dichten war's aber jetzt auch für eine geraume Zeit vorbei. Hebel hatte unter dem Geplauder des Wirtstöchterleins ein wenig Herzklopfen bekommen, wozu er sonst nicht geneigt war. Er ging voll merkwürdiger Unruhe wohl eine Stunde lang in seinem Zimmer auf und ab, und paffte den Knaster aus seiner Meerschaumpfeife derart, daß das Zimmer, als ob ein Ofen rauche, bald in dichte Wolken gehüllt war.

Kaum hatte sich Hebel wieder auf den Stuhl niedergelassen, und hatte nach wiederholtem Streichen ein paar Zeilen aufs Papier geworfen, so kam Hitzig daher. Der verwarf des Schulmeisters Plan ganz und gar.

„Der Obervogt“, sagte er, „ist vom Netoreck schon berichtet; er ist Feuer und Flamme für unsern Plan. Der Markgraf und die Frau Reichsgräfin sind entzückt von Deinen früheren Versen in der Mundart. Fällt die Sache am Sonntag auch noch gut aus, so bist Du ein gemachter Mann. Zudem ist der Markgraf gar kein Freund von dem mythologischen und allegorischen Hokusfokus, er ist ein nüchterner, praktischer Mann durch und durch!“

Auf diese Worte nahm der Rötler Adjunkt ohne weiteres das Skriptum vom Tisch, knitterte das Papier zusammen, und steckte es in seine Hosentasche. Der Präzeptoratsvikari weinte ihm nicht nach.

„Und jetzt“, fuhr Hitzig fort, „heraus mit dem wahren Jakob! Stabhalter, Du hast gewiß schon was Parates und Apartes im Sack im „Buredütsch“. Wenn Dir anno 83, wo Du beim festesten Dein Poem losliegest, ein paar Esel von Waldbögten gedräut haben, sie schlagen Dir für das Gespött die Beine ab, so setz' ich jetzt zehn Jahr von meiner Seligkeit ein, am Sonntag, wenn die Bögte das Maidl hören, das Deine Reimen vorträgt, und der Mark-

graf zeigt, daß Du Hahn im Korb bist, so wird Dir der Vogt Eienin hier ein Fäßli Vierundachtziger ponieren!"

"für die genannte Spendage", sagte Hebel, "vorläufig meinen Dank. Aber die Festkönigin —"

Hier klopfte es an der Tür, und herein trat mit ellenlangem Gesicht Bronner, der Schulmeister.

"Herr Präzeptoratsvikarius", wendete er sich an Hebel, "ich habe ergebenst zu vermelden, daß es mit unserm gestrigen programma lez steht. Die Gemeinde ist einesteils rebellisch. Der Vogt droht zwar, aber die Siebenhetzer sagen: „Jetzt erst recht nit!“ Die Kranzjungfern behaupten nämlich — wer sie aufgestupft hat, ist nicht herauszubringen — sie seien keine Komödianten und wollten nicht halbnaakt vor dem Herrn Markgrafen paradieren und zu Schanden werden vor der ganzen Gemein. Wenn das die Pfarrjungfer wolle, so möge sie alleinig gehen. Der Herr Vikari solle ihnen einen Reimen zuweg machen, und dann wollten sie das Hälmlin ziehen, wer den Spruch zu sagen hätte. Unders machen sie nicht mit. Dixi et salvavi animam!"

"Um die Pfarrjungfer", sagte der Adjunkt, "tut's mir aufrichtig leid, aber Euch, Herr Schulmeister, geschieht's recht. Wer hoch hinauf will, fällt hoch herunter. Die Leutlein haben einen natürlichen dégoût vor dem Modestirlesanz, wie man ihn in den Residenzen treibt. Wenn nur jetzt nicht unser ganzer Anschlag verdorben ist. Das Ding hätt' an einem andern Zipfel sollen angepackt werden!"

Der Schulmeister erwiderte nichts und Hebel trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe.

Das Schicksal schien aber den gordischen Knoten selbst zerhauen zu wollen. Unter den weiblichen Insassen des Pfarrhauses schien eine absonderliche Bewegung zu sein. Man vernahm ängstliche Rufe der alten Pfarrerin, die

Türen gingen auf und zu, man rannte Trepp auf und ab. Günttert kam und meldete zu nicht geringer Bestürzung der Anwesenden, seine Schwägerin habe einen schweren Nervenanschlag bekommen, der ihr mindestens für die nächsten Tage die äußerste Ruhe aufnötige. Von einer Beteiligung am Feste müsse man ihrerseits ganz absehen.

Die drei Männer begaben sich in die Wohnstube hinunter. Für den Vikari hatte das Fest jetzt allen Reiz verloren. Er hätte gern den ganzen gehofften Freudentag, der für ihn ein Ehrentag werden sollte, um eine einzige Minute gegeben am Krankenbett der lieben Gustave! Wie verwünschte er alle Etikette! Wie schuldigte er sich selbst an im Stillen, die Ursache, die alleinige Ursache der Leiden der Geliebten zu sein! Hatte er nicht durch all sein Benehmen während der letzten vier Tage die ohnehin zarten und überreizten Nerven der armen Gustave beständig auf die Folter gespannt? — — —

Währenddessen aber tagte im Tanzsaal zum Schwanen der Festausschuß der Weiler Jungfern. Berge von Efeu, Buchs und Eichenlaub türmten sich im Saal, und soeben fuhr noch des Schwanenwirts Knecht mit einem Wagen voll Tannenreisig durchs Hofstor. Hochaufgeschichtet in Körben prangte die Auslese des Herbstflors aus den Gärten Weils, welcher in Kränzen und Laubgewinden sollte verflochten werden; auch die lebendigen Blumen, welche soeben hier mit den Festvorbereitungen beschäftigt waren, bedurften stellenweise etwas Nachhilfe durch das leuchtendere Kolorit ihrer Schwestern aus dem Garten. Fehlte es im ganzen auch nicht an hübschen Gesichtern und netten Gestalten, ein unparteiischer ortskundiger Richter mußte, wenn er die fleißige Schar der Kränzgebinderinnen musterte, sofort sein Urteil dahin abgeben, daß gerade die zwei duftigsten und schönsten Blumen fehlten, die Pfarrjungfer nämlich und Liseli.

Um letzteres drehte sich im Augenblick das Gespräch. Als Bäslein des Schulmeisters, und weil sie vom ersten Augenblick an sich eng an die weibliche Dorfjugend angeschlossen hatte, gewann sie große Gunst bei Groß und Klein im Ort; sonst dünken sich Pfarrmägde ja als etwas apartes. Gustave dagegen war wegen ihrer wirklich nicht gewöhnlichen Schönheit für die Jungfern Weils ein Gegenstand heimlichen Neides; allgemein fürchtete man sie ob ihres scharfen Witzes und ihres überlegenen Verstandes; von letzterem hatte sie schon praktischen Gebrauch gemacht, indem allgemein behauptet wurde, die Pfarrjungfer habe ihre vorwizige Nase beim Zehnteinzug in allen Ecken, und scheue sich nicht, sogar die verdächtigen Speicher, Keller und Speisekammern in eigener Person zu kontrollieren, wie ein Steuergardist oder Zehntknecht. Daß sie mit Liseli wegen des Vikari „hibig“ sei, war bereits ein öffentliches Geheimnis. Darum war, freilich unter Widerspruch einiger dem Pfarrhaus näher stehenden Mädchen der Beschluß gefaßt worden, das Leimstollenliseli müsse absolut am Sonntag das Pläster auch mitmachen und wenn die Pfarrjungfer darob an der glatten Wand hinauf wolle, und als jetzt eben der Schulmeister erschien, so teilte man ihm sofort den gefaßten Beschluß mit, aber freilich ohne die Präambeln und Randverzierungen betreffs Gustaves. Als Bronner von der plötzlichen Erkrankung Gustaves Mittheilung machte, und den Zweifel erhob, ob sie das fest überhaupt mitmachen könne, strich ein Schatten von Schadenfreude über die meisten jungen Gesichter. Hohe Befriedigung dagegen erregte es, als er ferner kund tat, daß es beim ersten Plan bleibe, und die Jungfern nun eine aus ihrer Mitte wählen sollen, welche die Ansprache an den Markgrafen zu halten hätte.

Über jetzt war guter Rat teuer. Ob der Vikari einen langen Reimen mache, fragte des Vogts Bäbeli. Als der

Schulmeister andeutete, freilich nur spaßweise übertreibend, es werde der Reimen wohl halb so groß, wie der Katechismus, da sanft der Mut bei den meisten und schier wär' die Pfarrjungfer doch auf den Schild gehoben worden. Es meldeten sich zum Sprecheramt nur das Bäbeli und das Vreneli, eine halbwüchsigte Schwestertochter von Bronners Frau, ein alertes, husperes Ding, aber schier zu klein für die Repräsentation am Fest. Jetzt mußte Eiseli auf den Plan. Beckenheiris Chünggi mußte gehen und sie holen.

Wenige Augenblicke darauf erschien die gerufene, spernte sich aber anfangs gewaltig, und bedankte sich für die große Ehre, die man ihr antun wolle. Als ihr aber ihr Vetter lebhaft zuredete, gab sie nach. Der Schulmeister ging also abseits, nahm drei Blumenstiele und richtete drei Lose zu zum Hälmlizug. Er barg die Lose in den beiden Händen und ließ nur die gleichen Enden über die Daumen der gefalteten Hände herauschauen. Zuerst zog Bäbeli; sie hatte ein sehr kurzes, dann stufte Eiseli das Vreneli, es solle ziehen, und Vreneli zog ein etwas längeres als Bäbeli, aber doch nicht das längste, das der Schulmeister sicher noch in den Händen hatte. Unter allgemeinem Gefächler zog nun auch Eiseli und siehe da, sie war's, sie war Festkönigin. Lautes, nicht endenwollendes Lachen und Handflatschen begleitete diesen offenbar durch das Schicksal veranstalteten Sieg der Pfarrmagd über die stolze Pfarrjungfer.

„Ich will Dich morgen Abend einmal überhören“, sagte Bronner zu Eiseli.

„Das dürfet Ihr herzlich, Vetter Schulmeister“, entgegnete Eiseli lachend, „es wird, wenn der Vikari heut noch den Reimen fertig macht, bis morgen Abend das Düpfli auf 'em J nit fehlen. Meine Sprüch' hab' ich allmig vom ein- oder zweimal hören gelernt! Der Reimen darf länger sein, als „Befiehl du deine Wege“, was gilt's, bis morgen Abend kann ich ihn?“

Eiseli entschuldigte sich nun mit dem dringenden Geschäfte im Pfarrhaus, und, sich nochmals für Ehr' und Zutrauen bedankend, ging sie mit dem Vetter. Letzterer schärfte ihr vor dem Schwanen, ehe er sich dem Schulhaus zuwendete, tüchtig ein, in keinem Stück den Respekt vor der Pfarrjungfer aus den Augen zu lassen. Ob er von der schon lange keimenden, nur durch das eben Geschehene zu hellen Flammen aufgeloderten Neigung seines Bäschens etwas wußte oder ahnte, steht dahin. Eiseli schwebte im siebenten Himmel. Ihr Ziel, den Vikari zu bekommen, stand ihr gar nicht so unerreichbar vor Augen. Klavierspielen konnte sie ja beim Vetter lernen; Französisch parlieren ebenfalls, und wenn sie noch, wie des Adlerwirts Annemeili, ein halb Jahr ins Welschland ging, dann wollte sie parlieren wie eine Amsel. Sonst getraute sie sich in allen andern Stücken der Pfarrjungfer an die Seite zu stehen, ihr Spiegel sagte ihr allerlei, und daß sie mehr Geld und Gut beizubringen habe, als die Nebenbuhlerin, ein besseres Herz habe, als selbige, und einen kerngesunden Leib, das drückte auch in die Wagschale.

Als sie in den Pfarrhof zurückkam, stand Dr. Brästenbergers Kaleschlein im Hof und der Andres schirrte eben des Doktors Gaul ab. Hinten auf dem Gefährt fand sich ein riesiger Plunderbündel mit einem Seil aufgeschnallt, woraus allerlei farbiges Zeug hervorluegte.

„Das“, sagte Eiseli foppend zum Andres und deutete auf den Bündel, „wird Deine Kirbiausstaffierung sein. Du mußt den Basler Lälli machen oder den Bachis auf'm Faß!“

Damit hüpfte sie ins Haus.

In der Krankenstube drohen aber fuhr der Basler Doktor von einer Zimmerecke in die andere. Heute Morgen bei Tagesanbruch war er von dem Weilemer Expressen herausgeklopft worden, und als er vernahm, was werden soll, wurde er verzückt und bekam Visionen, wie Mohammed,

der Prophet: er wandelte durch verschiedene Paradiese. Er schien das archimedische Problem vom Kardinalstandpunkt gefunden zu haben, denn er bewegte sofort Himmel und Erde in Basel und trommelte in weniger als zwei Stunden so viel antikes Fest- und Fastnachtsplunder zusammen, daß der ganze Olymp, der Tartarus, sämtliche Wald-, Feld- und Flußgötter bei der Tempelweihe zu Weil in Tricot auferstehen konnten. Unterwegs machte er noch sämtlichen ihm auf der Rheinbrücke begegnenden Bekannten mit haarsträubenden Schilderungen vom Glanz der nächstsonntägigen Kirbi zu Weil die Zähne lang, daß für den nächsten Sonntag eine förmliche Basler Völkerwanderung zu befürchten stand.

Und jetzt, jetzt lag die von ihm platonisch angebetete Gustave, die Festkönigin, bleich und zum Tod erschöpft in ihrem Bette in düsterer Krankenstube, und zwar zeigte sich ihm hier eine Krankheitsform, die aller ärztlichen Kunst zu spotten schien. Diesmal blieb der sonst sehr tüchtige und gesuchte Arzt in seiner Diagnose stecken. Freilich hatte er hier auch nur die ersten Symptome jener Krankheitserscheinung vor sich, die sogar heutzutage nur in seltenen Fällen durch ärztliche Kunst geheilt wird. Doch gelangte Brästenberger, umstanden von der ängstlich besorgten Pfarrmutter, von Frau Karoline und Güntert, endlich zu der Ansicht, es sei nur ein starker, infolge vielleicht einer Erkältung oder einer besonderen Verdenerregung entstandener Ohnmachtanfall, er verordnete äußerste Ruhe, Rahmsuppen, Zuckerwasser und längeres Zimmerhüten, dann werde und müsse sich's wieder geben.

Nach einer besonders für Hebel peinlichen halben Stunde kam der Doktor endlich mit Güntert herunter in die Wohnstube, und teilte den Freunden seinen Erfund mit. Träumend stand der Vikari am Fenster; er tat sich ordentlich Zwang an, nur mit halbem Ohr auf die Worte des

Arztes zu hören, aber was er hörte, drang ihm wie ein zweischneidig Schwert ins Herz. Es war ihm, als ziehe ihm eine unsichtbare Schicksalsmacht den Boden unter den Füßen weg, die lachenden Bilder des Lebens schwanden, und eine bodenlose Tiefe voll Schwermut und Schmerzen tat sich auf vor ihm. Es war nur eine Art Intuition, aber es kam ihm vor, der Doktor schneide ihm durch alles, was er sagte, wie mit einem scharfen Messer, die Fäden seines Lebensglücks entzwei. Traurig ging er heim ins Lörracher Kapitelhaus.

11. Hauptstück.

Verschiedenerlei andere Proben.

Am Freitag war in Lörrach Pädagogialprüfung gewesen, welcher der Markgraf von Anfang bis Ende beigewohnt hatte. Nicht nur hatte Hebel in seiner Klasse, wie er selbst sich nachher scherzend ausdrückte, auf alles Antwort zu geben gewußt, was er und andere die Schüler gefragt, und was dieselben nicht gewußt hatten, nein, es bewies sich, daß der Präzeptoratsvikari tüchtig in seiner Schule gearbeitet hatte, daß ihm das Unterrichten eine Lust sei, und er zu demselben eine vorzügliche Begabung besitze. Der Markgraf hatte ihm am Schluß der Prüfung auf die Achsel geklopft und gesagt:

„Präzeptoratsvikarius, Er hat Sein' Sach hier besser absolviert, als Sein Karlsruher Kandidateneramen! Respekt vor Ihm!“ — — —

So sehr es ihn drängte, nach Weil zu kommen, erst Samstag nachmittags fand er sich endlich frei, und nahm Hut und Stock zur Hand. Von Netoreck, welcher gestern als Festdekorateur im Weiler Pfarrhof gewesen war, hatte der Vikari zu seiner Erleichterung vernommen, der Zustand

Gustave's habe sich wider alle Erwartung schnell gebessert, und Dr. Brästenberger habe versichert, daß durchaus keine Besorgnis mehr zu hegen sei. Die Patientin sei sogar gestern schon, Freitag Abend, wieder aufgewesen, und habe es sich nicht nehmen lassen, den Frauen bei der Zubereitung des Backwerks auf den Sonntag und sonst im Küchendienst Handreichung zu tun.

Der Kopf war dem Vikari noch etwas schwer vom gestrigen Ball, welcher dem Markgrafen zu Ehren gegeben worden war, Hebel hatte zwar den ganzen Abend nicht eine einzige Tour getanzt, und die Frau Obervögtin hatte ihn darüber aufgezo-gen. Verdrießlich hatte er sich mit einigen Stadtbekanntn an den Spieltisch gesetzt, und bei einem Schöppllein sein Casco geschlagen, war aber gleichwohl erst spät heimgekommen. — — —

Noch schwerer war's ihm heut wieder im Gemüt, als er der Wiese entlang nach Weil hinaus-schlenderte. Es lag zwar heute wieder heller Sonnenschein auf den Matten, auf denen überall das Schellengeklingel der weidenden Kühe ertönte, aber es war eben ein Altweibersommertag: die Nebel der letzten Tage hatten sich erst gegen Mittag verzogen, fahl und matt lagerte das Licht über der herbstelnden Landschaft. Die Zeitlose behauptete bereits schier allein das feld unter all den holden frühlings- und Sommerfindern, die das Auge des Vikari sonst auf diesem seinem Lieblingsgang zu schauen gewohnt war. Kaum daß noch da und dort ein schon vor dem rauhen Herbststurm hangendes blaues Glöcklein im leisen Windhauch sich hin- und herwiegte.

Was wollte er der Geliebten sagen? Wie ihr entgegenkommen? Oder vielmehr was würde sie ihm sagen? Wie ihm entgegenkommen? Soll er einen Kniefall tun und als reuiger Sünder, als verlorener Sohn Besserung versprechen? O die zwei letzten Tage haben ihr Werk an ihm getan, sie haben ihn mürbe gemacht! Wie das

Kind, das die Mutter in den Kramladen schickt, seinen Auftrag repetiert bis zur Ladentür, so sagte sich der Stabhalter sein Sprüchli vor, womit er das herzliche Gustäveli besänftigen und sie bereden und von seiner Unschuld und seinen gut und treu gemeinten Absichten überzeugen wolle, daß sie ihm kein Sterbenswörtlein mehr widerreden könne. Aber freilich ist's schon oft vorgekommen, daß das obengemeinte Kind, wenn's die Ladentür hinter sich zugemacht, über dem Schnauzbart des Ladendieners seinen Auftrag vergessen und etwas Leztes dahergestottert hat. Wir wollen's abwarten.

„Stabhalterli, wo ane?“ erdröhnte plötzlich eine tiefe gewaltige Stimme von oben, buchstäblich wie vom Himmel herunter. Der Stabhalter lächelte, denn er kannte den Cherub, der eben posaunte: die Stimme kam aber nicht direkt vom Himmel, sondern aus einem riesigen Sprachrohr, das Reinhardt, der Bammert, durch das Studierzimmerfenster des Tüllinger Pfarrhofs herausgesteckt hatte.

Hebel winkte mit dem Sacktuch und wandelte weiter.

Sicherlich hatte der Tüllinger Posaunenengel nur einen Spaß machen und den langsam seines Weges dahin schlendernden Vikari, der zuerst durchs Fernrohr entdeckt wurde, durch das Sprachrohr aus seinen stillen Gedanken aufscheuchen wollen. Man erzählte in der Gegend allhand Ergötzliches von den Wirkungen des gewaltigen Blechinstrumentes. Aber die Gedanken des Stabhalters erhielten durch die unvermutete Unrede eine neue eigentümliche Wendung. Auf einmal tänzelte das Eiseli daher und umgaukelte ihn, es ward ihm, als käme Simalirim, welcher ja vor Zeiten diesen Weg mehr als einmal mit ihm gemacht hatte, hinter ihm her, halte ihn, den Vikari an, und deute auf das buspere Wirtstöchterlein: die, justement die da hab' ich gemeint! So eine wär' die Rechte für Dich! Deine Gustave ist falsch gegen Dich, falsch wie Galgenholz!

Hebel drückte buchstäblich einmal um das andere die Augen zu, um sich des Spuks am hellen Tage zu erwehren, dann tat er sie wieder auf, blieb stehen, schaute sich nach allen Seiten um, stieß mit seinem Stock auf den weichen Grasboden, um sich zu überzeugen, daß er hell wach sei und auf dem Weg zwischen Lörrach und Weil. Es fiel ihm auf einmal siedend heiß ein, daß er dem Eiseli vorgestern, ehe er von Weil fortgegangen war, — sie war ihm noch unters Hofstor nachgesprungen — hatte das Versprechen geben müssen, er wolle sie ein oder 's andere Mal über ihr G'satz behören: sie hatte seit vorgestern das festgedicht in der Hand, vielleicht auch schon perfekt im Kopf, und er konnte sich schon denken, daß, wenn er auch die Abhör mitten in der Wohnstube, Eiseli vor ihm auf den Knien, vornähme, bei Gustave wieder Feuer im Dach sein werde.

Eben bog Hebel in den Rebpfad vor dem Dorf ein, als der Netoreck im Sturmschritt daher rannte. Er hatte schon sein redlich Teil Schweiß vergossen im Feuereifer fürs morgige Fest.

„Deus ex machina, Stabhalter!“ rief er schon von weitem und tat einen kleinen Lustsprung, „mei, Du wirst Augen machen, wenn Du in unsere Vogtei kommst. Es hat aber auch gegolten, drein zu fahren, wie's Bisfetter! Mit derengattigen schluchigen Milonen, wie der Schulmeister einer ist, und mit Schwabenhämmeln, wie der lendenlahm' Wächter, der Marrekasper, möcht' man eben auf der Sau fort; aber der Netoreck bringt's fertig, wie die Bas Vögtin ihr Schmuris. Alles fix und fertig bis aufs lekti Goldflankerli am Kopfkranz der Muttergottes! Aber die Kirch' hat der ludi magister übernommen und der Wächter!“

„Und was macht die Pfarrjungfer?“ fragte der Stabhalter.

„Apropos, die ist unding hö über Euch und mich von wegen dem Buremaidli! Du, wenn ich noch ledig wär, und einen Schatz wollt', ich nähm' das Leimstollelfeli!“

Dabei fixierte er den guten Stabhalter durch die Brille, der aber hielt Stand, so sehr ihm auch das Herz wackelte unter „der Fischsucht“ des Netoreck.

„Stabhalter“, fuhr der Netoreck fort, „los, ich will Dir öbbis sagen, aber verrat mich nit. Ich hab's durch eine Chlimse erluschet, was das dunderschiezig Jüntli von einer Pfarrjungfer im Schild führt. Sie will Dich murb machen und schmust mit dem Basler Doktor. Aber tue nit dergleichen, als werdest Du auch hö. Verbeiß' den Chib und schmus mit dem Eifeli. Die vorgestrige Krankheit ist nur ein simuliertes G'schmuck gewesen: so ein Jüntli klopft mithi auf die Hecken: aber tue nit dergleichen, wie wenn Du's merktest, und laß ihren Chib verglumsen. So eine muß man vorher ziehen und nicht erst beim Brotlaib nach der Kopulation. Jetzt Adjes, Stabhalter, und morgen wieder!“

Damit empfahl sich Netoreck, der Festkommissarius, und marschierte eiligen Schrittes Lörrach zu.

Im Dorf war ein gewaltiges Treiben. Wer je den Vorbereitungen zu einer gewöhnlichen Kirchweih beigewohnt hat, kann sich einen ungefähren Begriff machen. Im Markgräferland, überhaupt im badischen Oberland, ist heutzutage dieses deutsche Nationalinstitut der Kirchweih' so ziemlich in Abgang gekommen. Dieser „Teufel“ ist ausgetrieben, aber es will dem Kenner des Volkslebens manchmal vorkommen, ausgetrieben durch Beelzebub. Statt der einen Kirchweih, welche zugleich Familienfest war, und wo die ganze Sippe, was von sieben Suppen nur noch mit einem Dünklein in Verwandtschaft stand, zusammenkam, haben wir jetzt Duzende von „Kriegerfesten“, „Feuerwehrtagen“, „Sängerausflügen“, „Landwirtschafts-

lichen Besprechungen", die das Zehnfache verschlingen, was eine solide ehemalige Kirchweih gekostet hat. Es ist ein barock klingendes, aber den Nagel auf den Kopf treffendes Wort Kiehls, daß unser Herrgott dem Pfälzer Bauer alle Kirchweihsünden um seiner großen Gastfreundschaft vergebe, die er an diesem Fest gegen seine ganze Verwandtschaft übe.

Wieder einzuführen oder zu beleben wäre sie nicht mehr, die alte gemütliche Kirchweih; wo man das versucht hat, hat man zu den übrigen Saufstagen einen neuen geschaffen.

Vor hundert Jahren hatte auch die badische Markgrafschaft noch etwas von dieser Kirchweih alten Stils. Schickte drum der Herr Obervogt des Rötler Amts zu Lörrach seine Stafettenreiter aus, um seine nächsten Untergebenen, die Dorfvögte, zusammen zu trommeln zu der Feier der Kircheneinweihung in Weil, und der Herr Spezial seine Extraboten, um seine Untergebenen, die Herren Confratres in Domino der Diözese Röteln feierlichst zu laden, so setzten sich in der Festgemeinde selber von jedem Haus aus die Füße der Kirbiboten in Bewegung, um ein jedenfalls allenthalb gern zu vernehmendes Evangelium nach den vier Winden hinauszutragen. Vornehmlich aber setzten sich diese Botenfüße, und zwar männliche und weibliche, in Bewegung in der Richtung gegen die Republik Basel hin, denn dort in der kleinen und großen Stadt war eine bedeutende Kolonie Weils von Vettern und Basen, von Markt- und Milchfunden, von Kapitalisten und Martinzinsleuten u. s. w. Die Beigen von Äpfel-, Zwetschgen-, Ziebele-, Rahm- und Pflümliwaihe, welche die Hausfrauen von Weil aufgeführt, wurden schon am Samstag morgen teilweise abgetragen und nach Basel versetzt, gleichsam als Ouvertüre zum morgigen Hauptspiel, als Angeld und Haft für den morgigen Besuch. Durch die Weiler Stuben fuhr vielfach noch der Maurerpinsel, denn was der Karfreitag

nicht vermochte, das brachte die Kirchweih fertig, in den Küchen wurde vorausgesotten und =gebraten, denn in manchen Höfen sangen die Borstenträger ihr Schwanenlied auf dem Metzgerschragen, in den Kellern hantierten diejenigen, welche des Metzgers Friedli in der Kinderlehre bei Auslegung von Phil. 2, 10 als die „unter der Erde“ bezeichnet hat, nämlich die Küfer, morgen mußte ja manch' ein Fäßlein Ausstich zum Anstich kommen. Mit dem Flaggen schmuck sah's freilich in damaliger Zeit windig aus auf den Dorffschaften, aber es stand hier in specie zu hoffen, daß „die Fähnen“ aus dem feste selbst erwüchsen, und ihrer morgen eine erfleckliche Zahl aus dem Ort hinausgetragen würden. An Blumenschmuck dagegen gebrach es nicht, und für die landes- und ortsüblichen Kirchweihprügel war Material genug an den Gartenhagen und auf den Holzbeigen. Es war schier alles schon fertig und für alles auf morgen schon gesorgt. Nur in der neuen Kirche geisterten noch verschiedene Handwerksleute herum und wollten zum Ärger des Schulmeisters nicht fertig werden und das feld nicht räumen. Hoch oben am Kirchturm z. B. hing auch noch der Lörracher Spengler, um verschiedenem Blechwerk den letzten Glanz in roter Blfarbe zu verleihen!

Seine Kirchweihpredigt mußte der Pfarrer Günttert am Samstag Nachmittag jedenfalls auch schon fertig haben, denn dem guten Vetter Vogt ging's wie der ersten Taube, die der Patriarch Noah bei verlaufender Sündflut fliegen ließ, er fand im ganzen Haus schier keinen trockenen fleck, wohin er seinen fuß postiere, denn sündflutartig hatte es sich am Morgen ergossen von den Holzziegeln an bis in den Keller hinab über alle Gang- und Stubenböden und über alle Stiegen hinab. Besen und Strupfer, Kehr- und fegwisch hatten unter Eisek's wunderbar stinker Hand ihr sieghaftes Werk vollbracht, das Pfarrhaus, von außen

durch Netorecks Kunst einem Blumentempel Flora's gleich, blinkte durch Eifel's Eifer von innen schier wie die Gottestube, in welche 's Kiedliger's Eveli einst hatte lugen dürfen. Der Pfarrer fand nur das geräumige Zehntscheuertenn frei für seinen Memoriermarsch, denn im Gartenhaus hatten sich Gustave und der Basler Doktor eingenistet.

Die geneigte Leserin darf aber durchaus nicht ungeduldig werden, daß der Vikari, der sich schon längst wieder in Weil befindet, noch immer nicht unter dem Hofstörer erscheint, und, sich ungeduldig nach seiner Geliebten umsehend, dieselbe hinten im Gartenhaus zur Seite des Doktors und Kourmachers erblickt, und darauf eine Szene veranlaßt. Der Verfasser weiß wohl, die lieben Leserinnen von heute sind durch ihre Feuilletonlektüre etwas verwöhnt und haben gern plötzliche Liebeserklärungen, schnelle Verlobungen, heftige Auftritte und dergleichen. Aber das Fräulein bedenke, daß Hebel und seine Gustave einander schon seit zwei und einem halben Jahre kennen, dato noch nicht verlobt sind, und daß in jener Zeit die Preußen überhaupt noch nicht so schnell geschossen haben, wie heutzutage.

Der Stabhalter war nach dem, was er unterwegs vom Netoreck erfahren, keineswegs so pressiert, ins Pfarrhaus zu kommen, denn ein Blick über die Gartenmauer hatte ihm Gustave in Promenade mit dem Dr. Brästenberger gezeigt; den Günstert wollte er nicht stören in seiner Memorierarbeit, in der Küche hätte man ihm vielleicht einen Kochlöffel hinten an den Rockknopf gehängt und — das Eifeli konnte er noch lange abhören. So schlenderte er denn vorerst durch das Dorf und als er am Beckenhaus vorbei kam, winkte ihm der Beckenheiri.

Hebel konnte den Mann gut leiden, denn derselbe hatte einen hellen Sinn und einen guten Humor, der Vikari hatte mit ihm schon manch ein lustig Wortgefecht gehabt und manch ein prächtig „Stückli“ aus seinem Munde ver-

nommen. Er dachte nicht anders, als der Heiri habe wieder was in petto, als derselbe ihm winkte. Er hatte auch was, nämlich er zeigte Hebel eine Riesenbrezel von Butterteig, schon vollständig ausgebacken, sie stellte einen Kranz dar, und verschiedenerlei Blumen, ebenfalls aus Teig gefornit, sahen aus dem Gewinde hervor. Zu dieser Brezel, von welcher ein Rätzel blieb, wie sie aus dem kleinen Ofenloch herausgebracht werden konnte, und welche morgen der Markgräfin überreicht werden sollte, brauchte der Beckenheiri noch einen Reimen. Darum hatte er dem Vikari gewinkt.

Tun war dem Beckenheiri, der übrigens ein wohlhabender Mann war, am Mittwoch das zehnte Kind geboren worden, ein kräftiger Bub, und dieser jüngste Beckenheiri sang auch ein kraftvolles Vorlied zur morgigen Kirchweih. Der Vikari gratulierte zu dem Familienzuwachs.

„Der Bub gehörte eigentlich dem Herrn Pfarrer“, meinte der Heiri lachend, „denn der hat ja den Blutzehnten.“

„Heiri“, entgegnete Hebel, „soll ich Euch für den Pfarrer beim Wort packen? Ihr wißt, der Herr Pfarrer hat keine eigenen Kinder, und daß er ein Kindernarr ist, wißt Ihr so gut wie ich; Euer Bub' wär gut aufgehoben!“

„Das Ding könnte erst noch überlegt werden“, meinte der Heiri und kratzte sich hinterm Ohr, „wenn nur die Leut nicht wären!“

„Ach was, die Leut“, sagte Hebel wieder, dem es selber Ernst wurde, „die Leut gönnen's dem Herrn Pfarrer und Euch!“

„Mann“, ertönte jetzt die Stimme der Beckin aus der Kammer, „ich glaub' schier, es wär keine Versündigung, und unfer Buebli wär gut aufgehoben, wie der Herr Vikari sagt. Vielleicht ist's eine Eingebung Gottes. Und 's ist ja nicht, wie wenn wir's verlaufen. Ich meine,

wenn die Hannah ihr einzig Kind dem Hohenpriester Eli hat bringen können, dürfen wir unser zehntes schon dem Herrn Pfarrer geben, und unser Bub ist ja nicht aus der Welt, und wer weiß, vielleicht macht unser Herrgott auch einen Pfarrer aus ihm, wie aus dem Samuel einen Prophet!"

"Ja", meinte der Heiri wieder, "da delibrieren wir wohl, aber was die Pfarrleut dazu sagen werden?"

"Für die garantier ich", sagte Hebel, "der Herr Pfarrer wird mit allen Glocken zusammenläuten lassen, wenn ihr ihm die Freude macht. Es wird schon eine Zeitlang darüber hin- und hergesprochen, woher man ein Kindlein nehmen will, denn der Günttert wollt' schon lang eines annehmen. Da wäre beiden geholfen."

Der junge Beckenheiri sollte zur Kirchweihfeier unter das heilige Taufwasser, das war schon zwischen dem Pfarrer und dem Beck abgemacht gewesen. Diese unvermutete Kindsannahme, Hebels Werk, sollte nun nach seiner Meinung einen Hauptteil der häuslichen Kirchweihfeier im Pfarrhaus abgeben.

Der Vikari, der das Eisen schmieden wollte, so lange es heiß war, ging drum unverzüglich dem Pfarrhof zu, dem Freunde die, wie er bestimmt wußte, freudige Botschaft zu überbringen.

Günttert, der noch immer memorando den großen improvisierten Festsaal auf- und abschnitt (das Tenn der Zehntscheuer war durch die Kunst Netorecks in einen großen efeu- und blumengeschmückten Speisesaal umgewandelt, dort sollte das Festmahl der Diözesangeistlichkeit stattfinden) war wirklich über die Eröffnung des Stabhalters entzückt. Das Kind war aus einem ordentlichen Haus, und damit eines der Haupterfordernisse bei der schon längst gewünschten und projektierten Kindesannahme befriedigt. Der Vetter Vogt rief also seine Frau aus der Küche herbei.

„Schatz meines Herzens“, sagte er, als sie aus dem Kuchendunst auftauchte und auf die Scheuer zukam, „heut müssen wir zum Frankreicherli noch ein Kalb schlachten, nicht über einen verlorenen, sondern über einen gefundenen Sohn!“

Frau Karoline horchte hoch auf und harrte, was weiter kommen werde.

„Wir werden heut noch einen Buben bekommen, und der soll morgen getauft werden: was meinst?“

Da der Vetter Vogt schwieg, und der Frau Karoline der Rede Sinn noch dunkel war, so wendete sie sich mit einem fragenden Blick an den Stabhalter.

„Ja“, sagte dieser, „wie wär's, Frau Bas Vöggin, wenn ich Euch in meinem hinteren Rockfack heut Abend zwischen hell und dunkel dem Beckenheiri seinen Jüngsten brächt?“

Jetzt ging der Frau Bas Vöggin auch ein Licht auf.

Es war zwar kein unbedingtes Freudenseuer, was über ihr Gesicht leuchtete, sondern nur große Überraschung, aber sie sah ihren Mann an, dessen Seelenwunsch sie kannte, und der war ihr mehr als Befehl. Es war ihr freilich auch ein Wörtlein von „Überlegen“ auf der Zunge, allein es blieb ungesprochen und sie sagte:

„Meinethalb, ich habe nichts dagegen. Es wird aber ein ganzes Haus voll Unruhe und Geschäft geben; die Mannsleute wissen das eben nicht so und überdenken es nicht!“

Damit ging sie wieder der Küche zu. Das Benehmen der Pfarrerin kam dem Stabhalter etwas kühl vor, er glaubte für seinen Vorschlag bei den Frauen des Hauses ein rotes Röcklein verdient zu haben, und war der Meinung, wie die Engelein im Himmel droben im Augenblick vor Vergnügen Purzelbäume schlugen über der herrlichen Tat, so müßten auch die Weiblein des Pfarrhofs sofort darüber einen Ringelreihen aufführen. Er kannte das weibliche

Herz noch nicht ganz, der gute Vikari, dieses Herz, das, wo das eigene Interesse, insbesondere ein gemüthliches, im Spiel ist, mit Leichtigkeit Berge versetzt, durch Feuer und Wasser geht, aber ohne dies Interesse ein Sandkörnlein zu schwer findet.

Der Vikari erhielt nun vom Vetter Vogt den Auftrag, den Beckenheiri einzuladen, heute Abend schon das Kind zu bringen, welches Auftrags er sich denn auch sogleich und mit Freuden entledigte, und wieder zum Beck hinüberwandelte, der Pfarrleute Bescheid überbringend. So weit war alles gut und in der Ordnung.

Kurz darauf kam des Vogts Bäbeli ins Beckenhaus, und überbrachte einen recht schönen Gruß der Weilemer Jungfern an den Herrn Vikari, und ob er nicht von der Lörracher Güte sein wolle und ein wenig in Schwanen kommen, um vorläufig Probe zu halten; der Herr Schulmeister habe noch über Kopf und Hals in der Kirch' zu tun, und könne nicht abkommen, und so ohne Prob' wollten sie morgen doch nicht vor dem Herr Markgraf auftreten, es könnt' sonst gar leicht einen Unschick geben. Dabei lachte die Sprecherin den Vikari so lustig an, daß ihm alle Ausreden wie weggeblasen waren, und wohl oder übel mußte er mit in Schwanen.

So ein Vikari muß für junge weibliche Herzen doch etwas extras sein, gleichviel ob die Inhaberinnen solcher jungen Herzen am Sonntag den Inhalt eines kostbaren Riechflakons auf ein fein gesticktes Batistsacktuch träufeln oder schlechthin am Sonntag einen Rosmarin- oder Nelkenzweig auf ihr grobleinen Taschentuch und Gesangbuch legen, der Vikari mag predigen wie und was er will, es ist allemal schön und rührend, und die andächtigen jungen Zuhörerinnen verwenden eine Stunde lang kein Aug von ihm bis zum Amen. Auch außer dem Amt muß sich viel von der Amtsherrlichkeit im Vikari abschatten, denn nicht

bloß Pfarrjungfern haben einen solchen auch im außer-
amtlichen Verkehr gern in ihrer Nähe: man hat sogar
Beispiele von Professors- und Fabrikantentöchtern, welche
sich die Assistentz so eines jungen geistlichen Herrn am
Tisch gern gefallen lassen.

So ist es denn kein Wunder, daß an selbem Kirch-
weihvorabend zu Weil die weibliche Jugend groß Ver-
langen trug, den heitern schelmenäugigen Präzeptorats-
vikari um sich zu haben, der so schöne Geschichten erzählen
konnte, so lustige Rätsel aufgab, und auf jede Neckerei,
auf jedes Stichelwort eine treffende Erwiderung hatte.

Eiseli insbesondere, die gearbeitet hatte, wie ein Feind,
um auf ein halb Stündlein im Pfarrhaus abkommen zu
können, war wie im Himmel, als sie den Reimen aussagen
durfte. Sie zeigte den rechten Anstand, machte kaum einen
Fehler in der richtigen Betonung, Hebel kannte in ihrem
Munde kaum seine eigenen Worte mehr, so leicht und
natürlich floß die Rede von den frischen kirschroten Lippen
des Mädchens, als ob das alles, was sie sagte, auf ihrem
eigenen Boden, in ihrem eigenen Herzensgärtlein gewachsen
wäre. Nur einige leichte Dialektverstöße liefen mit unter,
sie sprach von Haus aus den weichen mittelbreisgauischen
Dialekt, doch versprach sie auch hierin bis morgen Besserung.

„Das Maidli hätt' für sein wohlbestandenes Exami“,
meinte eine Mädchenstimme im Hintergrund, „wohl ein
Präsent vom Herr Vikari verdient.“

„Sie soll morgen auch einen Kirbichrom von mir
überkommen“, versicherte Hebel und gab dem Eiseli dankend
die Hand.

„Der Kirbichrom“, warf des Vogts Bäbeli dazwischen,
„wär' am End heut schon fix und fertig zu haben, eh die
Krämer ihre Ständ aufgeschlagen hätten am Kirchplatz,
und der Vikari brauch' nit einmal in seinen Sack zu längen.
Es wär —“

Das Eifeli, über diesen Worten feuerrot geworden, preßte der Sprecherin die Hand auf den losen Mund, und das Geficher der Jungfern ging in lustiges Lachen über. Eifeli fuhr wie der Blitz zur Türe hinaus, der Vikari aber, der den Wink Bäbeli's mit dem „Kirbichrom“ wohl verstanden hatte, suchte das Gespräch in ein anderes Fahrwasser zu leiten. Mittlerweile brachte ihm der Schwanenwirt ein „Sobed“ und unter heiterem und ernstem Gespräch kam die Dämmerung allmählich heran und die Glocken läuteten das Fest ein. Das Vreneli und Bäbeli beteten zusammen das:

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist,

und der Vikari empfahl sich. Er war absichtlich so lange geblieben, teils um im Pfarrhaus nicht im Wege zu sein, teils um Gustave glauben zu machen, er habe von der langen Anwesenheit des Basler Doktors gar keine Notiz genommen. Der letztere war denn auch vor einer halben Stunde heimgefahren.

Unter dem Pfarrhofs türlein stieß der Vikari auf den Beckenheiri, der mit einem vierzehnjährigen Töchterlein, welches das Bütschelkind trug, eben aus dem Pfarrhaus kam.

„Herr Vikari“, sagte der Beck, „unter uns und schwäzget mit niemand ein Wörtli über den Handel: unsere Sache ist nichts. Unnemeili, geh' du voraus und trag 's Kind heim.“

Hebel verlangte Aufschluß.

„Drum hätt' der Herr Pfarrer und die jung' und die alt' Frau Pfarrerin das Kind mit tausend Freuden angenommen und behalten. Aber wissen Sie, Herr Vikari, die Jungfer, die hat 's Hest in der Hand im Haus. Sie mag die kleinen Kinder nit; sie hat's hinter den Doktor gesteckt, und der hat's hintertrieben und gesagt, da die Pfarrjungfer im Augenblick eine besondere Pfleg' brauche, so könne man nicht noch Kindergeschrei im Haus haben.

Aber nit wahr, Herr Vikari, Sie behalten's bei Ihnen und sagen zu den Leuten, es sei halt nur ein Witz und Schmitz vom Beckenheiri gewesen?"

Hebel wollte den offenbar schwer gekränkten Mann noch anhalten und beschwichtigen. Allein er brachte nur noch so viel aus demselben heraus, das Eifeli habe erklärt, sie wolle das Kind ganz allein pflegen, es brauche niemand im Haus Annuße damit zu haben. Was weiter drinnen verhandelt worden sei, wisse er nicht, aber so viel sei sicher, daß er sein Kind jetzt behalte.

Damit drückte der Beckenheiri dem Vikari die Hand und ging seines Wegs.

Auch der Vikari den seinigen, und zwar Lörrach zu mit manchhaltigen Gedanken. Simalirim gab ihm wieder das Geleite.

12. Hauptstück.

Die Weilemer Kirchweih.

Und er hat also doch recht gehabt, der Patriarch vom Weilemer Kirchturm in der Ratsversammlung der Störche am Nil! Es war nämlich im August anno einundneunzig und das Storchentheer war eben, ohne den Markgräfer Herbst abzuwarten, von Europa wieder im Land der Pyramiden eingetroffen und so etwa zwanzig Stunden hinter Kairo hatte sich die Heerschar der Klapperschnäbel auf einer noch unter Wasser stehenden Matte am Nil niedergetan und hielt ihr Frühstück in ungebäckenen Fröschschenkeln.

„Das ist doch ein ander Wetter“, sagte der Otlinger Storch, „als an der Feuerbach oder an der Kander, wo man einen halben Tag marschieren kann, bis man ein Fröschlein fangt“.

Sämtliche Markgräfer Störche klapperten zustimmend mit ihren Schnäbeln.

„Man muß aber auch eins sagen, wie s' ander“, replizierte nach einer Weile der Egringer Kirchenhöchste, „ein Gutes haben wir Markgräfer Störche doch: wenn ich alle Jahr das Gejammer unserer Vettern und Basen hör' aus andern Gegenden, wie sie wieder neue Nester bauen müssen, weil das Menschenvolk an den alten Kirchen nicht genug hat und alle paar Jahr neue haben muß, da bin ich doch mit dem alten Kammerrat K. aus Karlsruhe ganz einverstanden. Da haben die Kirchenvorstände von Sch. nichts als lamentiert über ihre Kirche, selbige sei ein Rauchloch und viel zu klein. Was tut der brave Kammerrat? Er reist extra auf einen Karfreitag nach Sch. und zählt, wie die Kirch' aus ist, sämtliche Kirchenpassagier' vor der Kirchentür, wie der Schäfer seine Hammel. Dann reibt er vergnügt seine Händ und reist ohne Mittagessen wieder in die Hardtresidenz. Die Sch—er, referierte er, brauchen noch keine neue Kirch', sie drücken sich dort die Rippen noch nicht ein und sind am Karfreitag noch fünf Sitzplätz übrig gewesen. Item, wir Markgräferstörch können von großem Glück sagen, denn in der Markgrafschaft wird nur alle tausend Jahr eine neue Kirch' gebaut. Divat der Kammerrat K.!“

„Mit Vergunst, o Bruderherz“, fiel ihm der Weilemer Klapperer in die Rede, „Du bist ganz leß berichtet. Alte, wohlerworbene Rechte werden in der Markgrafschaft respektiert und meinen Kirchturm haben sie mir stehen lassen, aber das Zubehör, die Kirch', haben sie den vergangenen Sommer abgerissen und ein neues Gestell hergebaut, größer und schöner als der größte Wirtshaustanzsaal!“

„Alterle“, sagte der Kirchemer, „Du willst uns einen Bären aufbinden!“

»Quod non«, entgegnete der Weilemer, „ich rede die Wahrheit: was gilt die Wette?“

„Ein dutzend Frösche im nächsten Frühjahr!“ sagte der Kirchemer und lachte unding.

Wir wissen, wer die Wette gewonnen hat. — — —

Der Kirbitag wurde zeitig angeschossen, die Weilemer hatten die Lörracher Völler, vulgo Katzenköpfe, geliehet, und wenn dem Tag je ein Septembernebel gedroht hätte, der Donner derselben würde ihn vertrieben haben. Die Ortsmusik zog schon beim Tagesanbruch zur Reveille aus durch die Dorfgassen mit Trommeln und Pfeifen, schon gegen sieben Uhr strömte zu Fuß und Wagen eine unabsehbare Menschenmenge aus allen vier Windrichtungen her und insbesondere die unteilbare Republik Basel entsandte durchs Blästor ihre Bürger mit Weib und Kind, daß schier nichts in der Stadt zurückzubleiben schien, als die Kirchtürme, die Tore, die Schwibbögen und die Wirtschaftshäuser und daß es sogar dem Lällenkönig tänzerig zu Mute wurde.

Gegen neun Uhr aber sah's im Weilemer Weichbild aus, als hab' ein Posaunenengel die Völker des Erdbodens unter die Kirchenlinde zusammengetrompetet, Kopf an Kopf stand das Publikum, niemand konnte umfallen und wenn er auch für die Erlaubnis dazu einen Neutaler bezahlt hätte.

Bald nach zehn Uhr begannen die Katzenköpfe abermals zu donnern vom Tällinger Berg her; die kündeten die Ankunft des Markgrafen aus Lörrach, gleichzeitig begannen die Glocken ihr festgeläute, ein Teil der Lörracher Stadtmiliz rückte an und bildete, so gut es bei dem heillosen Gedränge auf dem engen Platz angehen mochte, Spalier. Der Schulmeister Bronner ordnete seinen Chorus von Schulbuben, und bald darauf schritt der Landesfürst daher, der im Pfarrhof abgestiegen war, eines Hauptes länger als sonst der größte Mann, wie König Saul, an der Seite seiner Gemahlin, der Reichsgräfin, begleitet vom Rat Brauer und dem Lörracher Obervogt, beide in großer

Staatsuniform, gefolgt vom Spezial, der Diözesangeistlichkeit und den Vögten der Dorfschaften.

Nachdem die Schuljugend einen Liedervers gesungen, und der Baumeister dem Markgrafen den Kirchenschlüssel übergeben hatte, schloß der hohe Herr eigenhändig die Kirchtür auf. Der Zug ging in die Kirche, welche sich bald bis zum letzten Plaze füllte. Der Spezial sprach das Weihgebet, und der Ortspfarrer bestieg die Kanzel und hielt eine der Wichtigkeit des Tages entsprechende Kirchweihpredigt, der er das Weihgebet Salomos zu Grund legte, und worin er eine passende Parallele zwischen dem König Salomo und dem anwesenden Markgrafen zog. Dann wurde der junge Beckenheiri getauft und ein Brautpaar eingesegnet. Das Lied: Nun danket alle Gott, von den Anwesenden allen gesungen, schloß die kirchliche Feier, es war schon nahezu ein Uhr. Das Festprogramm erlitt nun insofern eine Aenderung, oder man könnte eher sagen, einen bedeutenden Stoß, als Punktum mit dem Vaterunserläuten der Reisewagen Sr. Durchlaucht an der Kirche sich Bahn brach zum Erweis, daß Serenissimus nicht gedachten, an dem weltlichen Teil der Feier zu partizipieren. Wie der diensttuende Lakai einem Basler Herrn ins Ohr beichtete, wollten Durchlaucht auch sofort nach beendigtem Gottesdienst Basel zufahren, um von dort die Reise in die Schweiz fortzusetzen.

Gute frau Karoline, die du im Schweiß deines Angesichts in den letzten Tagen alle Kochrezepte auf sechs Stunden im Umkreis zusammengetrommelt hast, um am Kirbitag vor den Augen des nach deiner Meinung mit-schmausenden Landesvaters Gnade zu finden und schon gedachtest, einen kulinarischen Orden zu verdienen, deine Angst war unnötig, aber auch deine Freude ins Wasser gefallen! An des Markgrafen Platz wird nun der Herr Obervogt präsidieren an der Tafel im festgeschmückten

Zehntfcheuertenn, am Platz der Markgräfin der Spezial, im Weiler Pfarrhaus altbackene Gäste, deren Füße auch sonst einmal unter des Exprorektors Tisch hingen! Aber nur getrost, deinem Wochenwerk am Gebratenen und Gesotteneu und Gebackeneu wird doch alle Ehre widerfahren, und nicht nur wird dein Lohn groß sein im Himmel, sondern auch groß deine Verwunderung, was ein ordentlicher Kirbiappetit von etlichen fünfzig geistlichen und weltlichen Staats- und Ortshauptern an der Zehntfcheuertafel zu vertilgen vermag!

Als der Markgraf mit seiner Gemahlin aus der Kirche trat, machte die unter der Kirchenlinde postierte Musik Tusch, der Chor der Jungfern im Feststaat ordnete sich, sie trugen eine lange Blumenguirlande, das Chünggi hatte des Beckenheiris Brezel, das Bäbeli trug ein Körbchen mit Frühobst und Augsttrauben, Eiseli aber einen prachtvollen Strauß von Herbstblumen.

Auf einen Wink Lienins, des Vogts, trat Eiseli mit klopfendem Herzen aus der Reihe ihrer Gespielen einige Schritte dem Fürstenpaar entgegen. Hinter dem Markgrafen und seiner Gemahlin, teilweise noch unter der Kirchhofstür, breiteten sich die Geistlichen im Ornat und die Vögte in ihrer Amtstracht aus in einem weiten Halbmond, alle die Augen auf das schmucke, von der Mittagssonne hell bestrahlte Maidli gerichtet.

Eiseli ließ die Blicke über die dunkle Menge vor ihr hingleiten, sie blieb aber mit ihren Blicken nicht an dem leuchtenden Silberstern auf der Brust des Markgrafen haften, sondern suchte unter denen, die in schwarzen Chorröcken dort an der Kirchhofmauer standen, nach zwei braunen, hellen Augen, und als sie dieselben entdeckt und gemerkt hatte, daß sie mit Wohlgefallen auf ihr ruhten und ihr Mut zusprächen, reckte sie sich, ihr Auge blitzte und sie

trat mit dem Anstand einer Prinzessin vor das Fürstenpaar, machte einen tiefen und reizenden Knir, wie er eigentlich nur im Markgräferland zu Hause ist, und begann, nachdem sie ein- oder zweimal stark aufgeatmet, mit lauter und auf dem ganzen Platz wohl vernehmlicher Stimme:

Was isch das echt für Glockeg'lüt?
Was rennt das Volch? Was laufe d'Kütt
Vum Rebland, us em Wiesedahl
Uf alle Stroße-n überal?
Chunt 's Bürlki nit vum Wald derher,
Do Basel d'Here funterär?

Im ganze Ländli wit und breit
Hen d'Chatzeköpf ihr Meinig g'sait
Acht Tag lang scho het's blitz und ghracht
Und d'für hen brennt die ganzi Nacht,
Wie z'faßnet, wenn der Schnee abgoht
Und vor der Dür der früehlig stoht!

Was brennt het, isch kei faßnetfür,
Der goldi Herbst stoht vor der Dür,
Das Renne, Kaufe hi und her
's isch nit, as wenn's e Chriegszit wär',
Kei Sturm bidütet 's Glockeg'lüt,
Im Ländli sin d'Franzose nit.

An faßnet heißt's: Schibi, schibo,
Wem soll die fürig Schibe go?
Berg abe fährt das fürig Rad,
Und glüeiht und glumst, es ische Staat,
Do luegt der Bueb si Schähli a,
„Dir gilt's, wo-ni am liebste ha!“

Was d'Glocke tönt dur Berg und Dahl,
Isch freud und Jubel überal,
's isch urig freudefür, was brennt,
's isch Lieb und Treu, was lauft und rennt,
Was los isch, brucht me z'sage keim,
's doht Mann und frau hüt nit deheim.

Der Markgraf isch hüt zue-n-üs cho
 Und het si jungi Frau mitg'no,
 E Her, wie 's kein uf Erde git,
 Macht mit üs d'Wiler Chilbi mit,
 D'frau Fürsti, mild, wie Sunneschi,
 Weiht mit üs d'Wiler Chilche i.

Sie henn üs baut das Gottishus,
 Drum gang der ersti Sege-n-us
 Dum blueme-b'chrönte Weihaltar,
 Uf unser edels Fürstepaar,
 Es segne's unser Gott und Her
 An Leib und Seel' mit Glück und Ehr.

Und wenn üs z'Chilche d'Glocke rüeft,
 In Andacht d'Christeschar verdieft,
 Am Sundig 's Herz zue Gott erhebt
 Un Gottis Friede um üs schwebt,
 Vo jehz bis in die spotsii Zit,
 Vergesse mer de Markgrof nit.

Es het kei Fürst e sone Schick
 Im Schaffe für der Burger Glück,
 Und was er für si Kändli duet,
 Er meint's jo allwill tren und guet.
 Drum bringet jehz das Sprächli us:
 Es leb' der Markgrof und si Hus!

Bereits unter den letzten Worten hatte der Vogt Klein seinen Dreimaster geschwenkt, und sobald Liseli geschlossen, stimmte er ein Hoch an, das dreimal donnernd die Lüfte erschütterte. Das republikanische Selbstgefühl hielt die anwesenden Basler nicht ab, in dieses Hoch miteinzustimmen; galt dies Hoch aus ihrem Munde auch nicht den Landesfürsten, so galt es doch dem hochgeehrten fürstlichen Mitbürger. Denn die badischen Markgrafen besaßen seit Jahrhunderten das Bürgerrecht in der Stadt Basel, und lüpfte sonst der reichste Patrizier und Seidenherr der uralten Rheinstadt sein Hütlein, wenn er etwa in der Sandehansfemer Vorstadt in silberbeschlagener Karrosse am ein-

fachen Wagen des Herrn Markgrafen vorüberfuhr, so mochte er sich wohl gäuchen und denken: „Der Herr Markgrof ist halt au üfersgattigs einer, Fleisch vo üserem Fleisch und Bei vo üserem Bei“, und die Markgräfer, die Tag für Tag zum Bläfitor hereinkamen und hinauszogen, kamen ihm dann erst recht wieder als Schutzbefohlene des Baselftabs vor, gleichsam als Basler Bürger zweiten Ranges.

Während die Hochrufe der versammelten Menge das Dorf durchbrausten, überreichte die Festrednerin der Frau Markgräfin den Blumenstrauß und dem Markgrafen das auf feines Velinpapier vom Schulmeister geschriebene Gedicht, das Dreneli kam mit der Brezel, die die Reichsgräfin in Empfang nahm und einem Diener übergab, und das Bäbeli mit dem Korb voll Frühherbstfrüchte.

Der Fürst war sichtlich gerührt und sprach einige Dankesworte, die Fürstin entnahm ihrer Ridiküle ein goldenes Kreuzlein an vergoldeter Kette und hings der Sprecherin um, der Markgraf aber wandte sich an den Obervogt mit einer leisen Frage, auf welche dieser mit bejahendem Kopfnicken antwortete. Dann ließ der Fürst seinen Blick auf die hinter ihm stehende Schar der Rötler Diözesanen streifen und winkte dem Präzeptoratsvikari, der sich in den Hintergrund gedrückt hatte.

„Vikarius“, sprach der Herr mit freundlichem Lächeln, „ich erwarte Jhn morgen früh um zehn Uhr im Markgräfer Hof zu Basel.“

Und zum Obervogt und zum Spezial gewendet, fuhr er fort: „Mein lieber Obervogt und mein lieber Spezial, die Aufnahme in Ihrem Amt und Ihrer Diözese hat meinem Herzen innig wohlgetan. Tun Sie durch amtliches Ausschreiben meinen lieben Untertanen Rötler Amts meinen besten Dank kund, und versichern Sie dieselben, daß durch diesen meinen Besuch das gegenseitige Band zwischen Fürst und Untertan aufs neue und fester als jemals geknüpft

worden ist. Ich bleibe, meine Herren, Ihnen allen und dem ganzen Amt, der ganzen Diözese, auch fernerhin in Gnaden beigetan!"

Dann bestiegen die hohen Herrschaften den bereitstehenden Wagen, der Markgraf klopfte dem zunächst der Chaise stehenden Eiseli noch einmal auf die Schulter und die Reichsgräfin reichte ihr die Hand, die Pferde zogen an, aber nur langsam bahnte sich das fürstliche Gefährt den Weg durch die dichtgedrängte Menschenmenge, die in nicht endenwollenden Hochrufen ihrem Untertanenherzen Lust machte.

Der Vikari wurde, als der fürstliche Wagen außer Sicht war, von seinen Kollegen und insbesondere vom Obervogt und Spezial in allen Variationen beglückwünscht. Ebenso das Eiseli von ihren Gespielinnen. Von mehreren der letzteren fielen derart anzügliche Reden in Bezug auf den Vikari und den Vers vom „Fasnetfür“, daß dem freudig erregten Mädchen ein Rot um das andere über die Wangen flog.

Sie wurde, während die Menge sich zu zerstreuen anfing und allmählich in die Wirtshäuser verzog, von ihren Kamerädinnen dringend ermahnt, doch ja recht bald in den Schwanen zum Kirbitanz zu kommen, was sie jedoch nicht mit Gewißheit versprechen zu können versicherte.

„Es sei im Pfarrhof ein ganzer Wagen voll zu schaffen den Nachmittag bei den vielen Gästen“, meinte sie und blickte bald auf das goldene Kreuzlein nieder auf ihrem Busen, bald wieder suchten ihre Blicke in der geistlichen Schar, die schon in die Pfarrgasse einbog, den Vikari.

Die Gespielinnen gaben ihr noch das Geleite bis ans Hofstor. Hinter den Blumenstöcken des Wohnstubenfensters erblickte Beckenheiris Chünggi den Lockenkopf der Pfarrjungfer.

„Weißt Du was?“ sagte Chünggi schier so laut, daß man's im Bläserhof drüben hören konnte, „Du bringst

den Vikari mit in den Schwanen, der Festkönigin kann er den Ehrentanz nit abschlagen!"

Lautes Lachen und lustiges Geficher der Festjungfern begleitete dieses Wort Vrenelis, und Eiseli enteilte durchs Törlein in den Pfarrhof, in dem die geistlichen und weltlichen Ortsvorsteher in Gruppen beisammenstanden, alle heute als Gäste des Ortspfarrers.

Gustave aber war, wie von einem Schlangentisch getroffen, vom offenen Fenster zurückgetreten, und Tränen perlten in ihren stürmisch erregten Busen nieder. Verloren, auf ewig verloren schien ihr der Liebling ihres Herzens. Sie hatte von der Kirchhofmauer aus den Triumph ihrer Nebenbuhlerin mit angesehen und mit angehört.

Aber sie trocknete schnell das bittere Tränentropflein auf ihrer Wange, niemand, auch keines ihrer Angehörigen sollte Zeuge des Sturms sein, der durch ihr schmerzduchwühltes Herz tobte. Und es muß ihr wohl gelungen sein, an diesem Kirchweihtag ihr starkes und, sagen wir's auch, ihr stolzes Herz zu beherrschen, denn als eine heiter und fröhlich Dienende erschien sie den ganzen Nachmittag über, kein Fehler, kein Mangel der Festtafel in der Zehntscheuer entging ihr, der scharfsichtigen, und auf mehr als ein frisches und festes Wort aus Pastoren- und Vogtsmund wußte sie eine treffende Widerrede. Eine Berührung mit dem Helden des Tages, dem Präzeptoratsvikari, vermied sie in Wort und Blick. — — —

Es war so nachmittags halb vier, als vor dem Schwanen drei offenbar verspätete Kirbigäste anritten. Sie kamen aber nicht von Basel, sondern aus dem „Niederland“, ihrer Tracht nach zwischen dem Tuni- und Bazenberg daheim, feste Bauernbursche, auf breitbrüstigen, schwertrabenden Zugpferden: sie trugen alle drei das kurze schwarzleინene, innen mit weißem Wollzeug gefütterte Kamisol, dunkelblaue Sammetweste und kurze Knieüberli-

hosen, auf den behäbigen dicken Häuptern baumelte die Pelzkappe mit schwarzsamtenem Boden und Silbertroddel, das Pedal steckte in halbhohen Reitstiefeln, daran stählerne Sporen schier in der Größe von Pflugrädern befestigt waren. Alle drei knasterten ihren „Holländischen“ aus silberbeschlagenen Ulmer Maserpfeifen, und der mittlere, der eine fingerdicke silberne Uhrkette mit Behäng über der Brust zur Schau trug, offenbar der Reichere und Angesehenere in der Kavalkade, schwang eine Reitpeitsche, so dick wie eine Fuhrmannsgeißel, und bearbeitete den Gaul damit, allein das schon ziemlich abgetriebene Tier wollte nichts mehr vom Kurbettieren wissen. Ein Hausknecht erschien nicht, und war allem Anschein nach auch wenig Aussicht auf eine aufmerksame Bedienung, denn eine förmliche Wagenburg von Fahrzeugen der verschiedensten Art war vor dem Schwanen zusammengedrängt, von der Basler Patrizierkarosse an bis zum zweirädrigen hochbeinigen Karren mit ungeschältem Korbgeflecht. Drinnen aber in den Wirtsräumen war ein Lärmen, ein Gedräng und Gefäng und vom Tanzboden her ertönte ein Gejohl und Trompetengeschmetter, daß eine zartnervige Seele sich ebensogut ins leibhaftige Fegfeuer hätte wagen können, als da hinein.

Die drei Bursche mußten also zur Selbsthilfe greifen und führten ihre Pferde, nachdem sie abgesehen waren, in den Torweg dem Stall zu. Kaum fanden sie im Schopf noch ein Plätzlein, wo sie ihre Gäule an einer Wagendeichsel anbinden konnten und fluchend stürmte der Silberbekettete im Hof herum und im Futtergang, bis er eines Heubündels habhaft wurde. Wie er mit dem zur Futtergangtür herausfuhr, prallte er mit dem Hausknecht zusammen. Das beiderseits wohl präparierte Unwetter brach aber nicht los, sondern nachdem der Heufinder und der Hausknecht sich eine Sekunde lang betrachtet hatten, rief der erstere:

„Du hier, Ehretjörg?“

Und der Hausknecht, dem das viele Zubringen drinnen schon ordentlich zu Kopf gestiegen war, machte einen Luftsprung und johlte:

„Und was tust Du hier an der Weilemer Kirbi, Sutterhans? Wie geht's z' Wolfenweiler? Gelt, Du kommst wegenem Eiseli? Wegen selbem kannst Du wieder flätig heimdüffelen, denn die Trübel hangen Dir z' hoch. Das Dundersmaidli macht andere Tänz jekt, und hat's auf einen Pfarrer abgesehen, eine Adlerwirti ist ihm z'wenig!“

Und dann erzählte er, während die beiden Begleiter des Sutterhans herbeikamen und staunend zuhörten, den heutigen Triumph des Leimstolleniseli und fügte den im Weilemer Kirbibewußtsein bereits feststehenden Schluß dazu, das Eiseli hab' den Vikari ergattert und würd' eine gattige Frau Pfarrerin.

Der Sutterhans bekam ungetrunken noch unter der Futtergangtüre einen Kopf, wie ein abgesottener Krebs, und als er, nachdem der Ehretsjörg die drei Säule noch besser bequartiert hatte — er und der Sutterhans waren Schulkameraden — mit dem und den zwei Mitreitern und Mitstreitern erst einige halbe Maß in der Wirtsstube des Schwänen getrunken hatten, so war für die obligaten Kirbiprügel gesorgt.

Der geneigte Leser erfahre nämlich nur noch, daß der Sutterhans, ein wohlhabender Bauernsohn von Wolfenweiler, sich seit Jahr und Tag steif und fest in den Kopf gesetzt hatte, er müsse das Eiseli haben und kein anderer.

In der gutlandengeschmückten Zehntscheuer lebten seit Mittag der Obervogt und Spezial und ihre Untergebenen, die Pfarrer und Vögte, wie der Reiche im Evangelium, herrlich und in Freuden, oder, um uns auch eines klassischen Gleichnisses zu bedienen, wie die Phäaken, als der leidengeübte Odysseus in ihre Mitte trat.

Eben trugen die alte und die junge Pfarrerin die sonst auf zwei Kommoden prangenden schwerverfilberten

vier Schandlestöcke herein und die bereits im Festsaal eingetretene Dämmerung verwandelte sich zur Unlust manches Vogts, der bereits schweren Hauptes nickte, wieder in Tageshelle, als unter der Zehntscheuertür eine sehr fragwürdige Gestalt erschien. Der Obervogt, der eben seine Meer-schaumpfeife wieder in Brand gesteckt hatte und den Fidibus dem Herrn Spezial zu gleichem Zweck reichte, blickte nach der Scheuertür, denn ein heftiger Zugwind wehte die Kerzen ab. Durch die Tür drängte sich ein Etwas, das jedem Kind auf der Gasse im Rebland so bekannt war, wie frischbackener Ziebelewaihe. Der Obervogt traute aber seinen Augen nicht und stieß den Spezial etwas hart mit dem Ellbogen, mit der Pfeifenspitze zur Tür deutend. Er selbst hatte schon Hühnerhaut, aber als der Spezial, an seiner eigenen Pfeifenspitze ziehend, der Pfeifenspitzenrichtung des Obervogts folgte, so standen ihm urplötzlich alle seine Haare zu Berg. Denn unter der Zehntscheuertür stand, leibhaftig oder geistweis, der Kräutermann, der abhanden gekommene Eimeldinger Pfarrherr. Jetzt erst wurde alles im festgemach aufmerksam und ein kalter Schauer rüttelte manches gegen Geisterfurcht gestählte Herz unter den Pfarrern: der nach allgemeinem Glauben vor acht Tagen von dem Hochrhein fortgespülte und seitdem als tot in allen rechtsrheinischen Dorfgemeinden ausgeschellte Kollege stand geisterbleich, hohläugig, mit zerrissenen Kleidern, aber noch immer grüner Botanischerbüchse am Ende der Festtafel, stumm, lautlos, wie Banquo's Geist.

Wer sich unter den Anwesenden zuerst vom Staunen erholte, das war der Adjunkt Hitzig und der Präzeptoratsvikari, die ziemlich weit unten an der Tafel, mithin der Tür am nächsten saßen.

„Seid Ihr's, Kollege von Eimeldingen, oder ist's Euer Geist!“ sagte der Adjunkt, und drängte sich, die Serviette unterm Arm, an die Erscheinung heran; Hebel tat einen

Griff nach der Hand des Kräutermanns, und merkte, daß man es hier mit einem Geist zu tun habe, der einstweilen noch in einem soliden Knochengerüst hauste und mit Fleisch umhüllt sei; das verdorrte Kraut, wie's aus der Botanischerbüchse hervorlugte, war auch nicht am Ucheron oder Cocythus gewachsen.

Der Einmeldinger holte zweimal von tief unten herauf Atem und sagte mit hohler Stimme:

„Zuerst gebt mir um Gotteswillen einen Trunk Wein und einen Bissen zu essen, dann will ich Euch alles haarklein erzählen. Ich bin nämlich seit acht Tagen zu Altkirch drüben im Sundgäu bei Wasser und Brot als Spion eingesperrt gewesen und wäre ums Haar, weil man mich mit dem Chevalier de Saint Ange von Haltungen verwechselt und am letzten Sonntag morgen auf der Märkter Insel durch französische Hutschier hat abfangen lassen, geköpft oder erschossen worden. Denn sie machen dort drüben jetzt kurzen Prozeß.“

Jetzt schlug die Tragödie ins Gegenteil, in die Komödie um. Es erhob sich in der Tafelrunde ein unauslöschliches Gelächter, in welches der Kräutermann wahrscheinlich auch selbst miteingestimmt hätte, wäre er nicht von Hitzig und Hebel hüben und drüben erfaßt und im Sturmschritt vor Obervogt und Spezial geführt worden zum sofortigen Augenschein oder Verifikation seines Nochemlebensfeins.

Alles stand von der Tafel auf und drängte sich um den Pseudochevalier, welcher, nachdem er einige der ihm entgegengehaltenen Gläser geleert hatte, zwischen Obervogt und Spezial auf einen Stuhl niedergedrückt wurde. Aber du meine Güte, wie sah das arme Menschenkind jetzt bei Licht betrachtet aus! Sein sonst weinrotes Antlitz war fölschblau, seine Augen rot unterlaufen, den Hut hatte er tief im Nacken sitzen und behielt ihn auch vor Obervogt

und Spezial beharrlich auf, denn die Perücke, die sonst sein gänzlich kahles Haupt bedeckte, war abhanden gekommen, seine Kleidung war allenthalben zerrissen und beschmutzt. Aber dessen gedachte er im Augenblick nicht, sondern mit dem Heißhunger eines gätulischen Löwen stürzte er sich auf die zunächststehenden Fleisch- und Gemüseplatten, und räumte in seiner nächsten Nachbarschaft so gründlich auf, daß in geistlich und weltlich an der Kirbitafel die Überzeugung erwuchs, es müßten demnächst einige durch das achttägige Fasten verursachte Lücken des Kräutermannes wieder erfüllt sein. Wie aber war eine Verwechslung möglich mit dem französischen Chevalier, der seit einiger Zeit im Hirschen zu Haltingen sein Quartier aufgeschlagen hatte? Das blieb jedermann ein Rätsel, der nicht wußte, daß der Herr Pfarrer von Eimeldingen ein feines französisch sprach und im Moment, wo die französischen Schergen ihn auf der Rheininsel packten, ihnen den Gefallen tat, in gutem französisch zu antworten.

Der Chevalier de Saint Ange war ein behäbiger, wohlbeleibter Emigré von der Partie des Prinzen von Condé und trieb sich, viel Geld ausgebend und auf gutem Fuße lebend, im Rebland um. Er hatte seit einiger Zeit sein Hauptquartier im Hirschen zu Haltingen aufgeschlagen, und es war für Schärfersehende kein Zweifel, daß er allerdings mit dem linken Rheinufer Verbindungen unterhielt, die den Sansculotten in Ultkirch Gift und Popperment waren.

Der Herr Obervogt sah mit immer wachsendem Staunen und mit großer Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo der Appetit des dem Ultkircher Halsgericht Entronnenen befriedigt sein würde, und setzte sich bereits in Positur zu gründlichem Examen. Jedermann war gespannt auf die ausführliche Erzählung der Ultkircher Passionsgeschichte. Die jetzt zu erwartende Erzählung war jedenfalls wertvoller als jeder Kirbikram, den der Vogt von so

und so seiner Eheliebsten und seinen Kindern vom Marktstand heimbringen konnte.

Allein Aller Erwartung sollte getäuscht werden. Denn jetzt erschien ein der Tafelrunde ebenso unerwarteter Gast, wie der Kräutermann: am Arm Güntter's, der vor einer halben Stunde in den Bläserhof gerufen worden war, erschien der hochwürdige Herr Propst Kräutner von Bürglen, eine im Rebland allen Honoratioren hochwillkommene Persönlichkeit, nur nicht dem Pfarrverwalter Morstadt von Kleinenkems von wegen dem Zehntweinprozeß. Doch von letzterem im nächsten Kapitel. Der Propst war früh unmitttelbar nach gelesener Messe von Bürglen aufgebrochen und mit dem Propsteiwagen von Hertingen aus gen Weil gefahren, um sich dort dem Herrn Markgrafen vorzustellen und, ums dem geneigten Leser zu verraten, am zweiten nachmittägigen Teil der Kircheinweihung teilzunehmen. Durch einen fatalen Radbruch mehrere Stunden in der Kaltenherberge aufgehalten, hatte er sich verspätet und war erst vor einer halben Stunde im Bläserhof, dem sanktbläsiſchen Absteigequartier, eingetroffen. Der Radbruch hatte aber etwas bedenkliche Folgen gehabt, denn aus den Augen des Herrn Propsts leuchtete ein verdächtiges Licht, als ob er in der Kaltenherberge Vorkirbi gehalten hätte. Jedenfalls war bei ihm die allgemeine übliche Kirbiabendstimmung vorhanden.

Merkwürdig, es war, wie wenn mit dem Unglücksmanne von Eimeldingen ein unnennbares Schicksal in die Zehntscheuer getreten wäre und der seitherigen Heiterkeit ein jähes Ende bereitet hätte. Denn kaum hatte der Propst sich niedergelassen, so spie die Zehntscheuertür einen weitem Unerwarteten in die Mitte der Versammlung, den Markasper, der Gemeinde Weil wohlbestellten Wächter. Derselbe schritt, so weit es sein durch die Kirbi schon etwas gestörtes körperliches Gleichgewicht erlaubte, ferngerade

an der langen Tafel hin und postierte sich vor dem Herrn Obervogt, legte seine Hand an die rotgelbe Kokarde seines silberbetreften Dreimasters, und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Euer Gestrengen, Herr Obervogt, in allem schuldenden Respekt zu vermelden, daß im Schwanen drüben öbbis goht, und die Wolfenweilerer Prügel überkommen und liegen einesteils schon am Boden. Derowegen und weil das Pfarrlifeli nit allein mit ihnen tanzen will und darf. Wenn's noch eine Viertelstund so fortgeht, gib't ein Unglück!“

„Er Himmelsfermentsesel!“ fuhr der Obervogt auf, „warum hat er nicht abgewehrt und seine Wachtmänner nicht zu Hilf' genommen?“

Damit erhob sich der Obervogt und das Mehrteil der Amtsvögte, letztere gewiß weniger in der Absicht, Abwehr zu schaffen, als des Augenschmaufes halber, denn eine solide Kirbiprügelei gehörte dazumal noch im ganzen deutschen Reich so nötig zu diesem Volksfest, als Fettaggen auf die Fleischsuppe.

Ein furchtbares Gebrüll tönte der Obrigkeit vom Schlachtfeld entgegen, offenbar waren die Völker noch im heißen Kampf begriffen. Just als der Obervogt die oberste Stufe der Stiege erreicht hatte, sah er wie durch den Tabaksqualm etwas in die Mitte des Kampfnäuels flog, gleich einem großen Melkkübel. Das Wurfgeschöß mußte gut getroffen haben, denn wenn eine Bombe mitten in den Kampf geflogen wäre, es konnte keine ärgere Verwüstung anrichten. Das Schlachtgetümmel verstummte urplötzlich, nicht von wegen dem Obervogt, sondern weil ein dicker roter Blutstrom den Hauptkämpfer überlief. Jetzt erst schrie einer im Saal: der Obervogt! da lichtete sich der Hauße, etliche Bursche retirierten sich durch die Fenster und sprangen beherzt vom zweiten Stock auf den Dung-

haufen im Hof, die meisten aber standen wie gelähmt vor Schrecken. Am Boden lag scheinbar leblos der Sutterhans von Wolfenweiler, eine unkenntliche Masse, an fünfen oder sechsen lief der rote Saft dick und zäh herunter über Haupt und Kleidung, sie rieben sich die Augen und es roch entsetzlich nach Terpentin. Der hohen Obrigkeit von Lörrach ging sofort ein großes Licht auf.

„Auseinander“ dröhnte das Kommando, wie der Ruf eines Posaunenengels am Weltgericht. Die Menge fuhr auseinander; ein Bursch fiel, rücklings stolpernd, über das corpus delicti, der Vogt von Wittlingen richtete es auf, es war ein großer blecherner Hafen, in dem offenbar rote Ölfarbe gewesen war.

Jetzt trat der Hausherr vor, der Vogt und Schwanenwirt Lienin.

„Das ist dem Lörracher Spengler sein roter Farbhafen, er hat ihn gestern vergessen mitzunehmen. Und der da am Boden liegt, ist der Haupthändlerstifter, hat gemeint, das Eiseli soll alle Touren mit ihm allein tanzen. Dem geschieht's ganz recht, Herr Obervogt, wenn sie ihm die Haut recht gegerbt haben!“

Alles lachte und selbst der Herr Obervogt konnte nur mit Mühe den heiligen Amtsernst bewahren.

Mittlerweile hatte der Weilemer Feldscher seines Amtes walten wollen an dem Schwerbetroffenen. Allein kaum hatte der Chirurgus die Ärmel aufgestülpt und ein blaues Hemd überzogen und wollte dem Leblosen den Puls befühlen, so kam plötzlich in die am Boden liegende Masse Leben, der Tote richtete sich auf, gräßlich anzuschauen und fuhr wie der Blitz der Tür zu. Einige fäuste aber faßten ihn, und auf einen Wink des Lörracher Oberhauptes wurde der Missetäter abgeführt ins Hüsli samt seinen beiden Reisegefährten. Die Justiz hatte für heute ihr Opfer, und da der Vogt Lienin beim Obervogt einen Stein im

Brett hatte, so wurden die Spuren des „blutigen“ Intermezzos auf dem Tanzboden ganz und an den defekten Kamisolen usw. leidlich bald ausgebessert, die Musikanten bestiegen die Tribüne wieder und das Fest nahm seinen Fortgang. Nur daß das Eiseli für den Abend vom Tanzboden verschwunden war und blieb.

Der Obervogt ging wieder ins Pfarrhaus zurück, aber die Vögte nicht, sie waren schier froh, des Zwanges ledig zu sein, den ihnen in der Zehntscheuer das Präsidium des Obervogts und Spezials auferlegte. Die Geschichte meldet nicht, wann und wie sie alle glücklich in ihren respektiven häuslichen „Himmelen“ anlangten.

Aus der Zehntscheuer hatten sich während der Verhandlung im Schwanen die meisten geistlichen Häupter, an ihrer Spitze der Spezial, außer den eigentlichen Hausfreunden in der Stille verzogen, auch der Kleinenkemser Pfarrverwalter, letzterer Basel zu.

Der Obervogt, als er zurückkam, fand nur noch als soliden feststehenden Stamm der ganzen Gesellschaft den Propst, den Kräutermann, Hitzig, Hebel, Reinhardt und den pastor loci. Beide ersteren sangen zuletzt, der Propst wegen einem glücklich überstandenen Radbruch, der Eimeldinger, weil er dem Altkircher Hochgericht glücklich entgangen, miteinander ein lateinisches *Te deum laudamus*. Da setzte auch der Obervogt seinen Hut auf und sagte Valet. Was des weitern in der Kirbinacht im Pfarrhaus begegnete, wird der morgige Tag offenbaren.

Hebel blieb im Pfarrhaus, weil ihn Günstert nicht fortließ, der Propst und der Eimeldinger blieben auch, aber aus anderem Grunde.

Der Sprung auf den grünen Zweig.

Heitere wie trübe Ereignisse, unter einem und demselben Dach verlebt, sind schon oft Brücken geworden für getrennte Herzen; ohne diese Erlebnisse wäre man sich vielleicht noch lange nicht entgegengekommen oder einander für immer fern geblieben. Das bewährte sich auch am Kirbimontagsmorgen zu Weil.

Als sich nämlich der Vikari an diesem Morgen ziemlich früh erhob, vernahm er vom untern Hausgang her ein Geficher und unterdrücktes Lachen in maskulinen und femininen Tonarten. Er hatte in der Nacht einmal ein großes Gepolter vernommen, als ob ein Tisch oder Schrank umgefallen sei, und ein Zittern und Klirren war durchs Haus gegangen. Aber Hebel war zu schlaftrunken gewesen. Jetzt trieb ihn die Neugier zur schnellern Vollendung seiner Toilette.

Als er aus seiner „Stabhalterei“ heraustrat und die Stiege herabkam, verhielt sich Gustave eben den Mund mit dem Sacktuch, die alte Frau Pfarrerin stemmte sich die Seiten und rang nach Luft, denn Mutter und Tochter waren wie vom Lachkrampf befallen, der Vetter Vogt und Frau Karoline gestikulierten drauf los und erzählten durcheinander, und schwankten im Lachquartett, wie Uhren, vom Winde gewiegt. Auch Eiseli streckte den Kopf zur Küchentür heraus und fischerte unding.

Gustave reichte dem Vikari mit einem nicht unfreundlichen Blick die Hand, ebenso die andern alle. Der Vetter Vogt aber winkte in die Wohnstube, die Gäste oben sollten nicht in ihrer Morgenruhe gestört werden.

„Stell Dir vor, Stabhalter,“ brachte Günftert endlich mit Mühe hervor, „was heut nacht dem Propst und dem Kräutermann passiert! Wie schwer wir die beiden gestern

abend vom Fleck gebracht und endlich glücklich ins Gastzimmer ins Bett, weist Du ja. Gegen morgen nun treibt der Durst den Kräutermann heraus und den Wasserkrug findet er glücklich, aber sein Bett nimmer, sondern legt sich in das des Propstes, natürlich mit dem Kopf gegen die Fenster. Wie er sich nun streckt, stemmt er sich mit seinem Bein gegen des Bürglemers Kinn und reißt dem schier den Kopf vom Hals runter. Jetzt denkt der Propst nicht anders, als es würg ihn einer, und er schreit — Du mußt doch das Mordgeschrei auch vernommen haben — „Cyprian, zu Hilf!“ und strampelt mit den Beinen auf des Einmeldingers Kopf los, daß der seinen Widerpart an den Beinen packt, und beide zuletzt miteinander samt der Bettdecke übers Bett herabrumpeln und das Nachttischli umwerfen. Darüber wach ich auf — ich kenne den Sechsendachtziger — und geh' mit dem Licht im Schlafrock hinauf. Stabhalter, ich sag' Dir, Du hättest mehr als einen Neutaler drum gegeben, wenn Du das Schauspiel hättest genießen dürfen. Und die Augen, die die beiden gemacht haben, wie ich mit dem Licht kam, zuerst an mich hin und dann aneinander. Ich hab' ihnen aber ins Klare und dann wieder ins Bett geholfen!“

Als Günstert geendet, verfiel die ganze Gesellschaft wieder in ein urwüchsiges Lachen und es dauerte eine geraume Zeit, bis man wieder zu Atem kam.

Die Koblode der Kirbinacht hatten ihr Gutes gestiftet und eine Versöhnung angebahnt. Dabei sei freilich bemerkt, daß Gustave von ihrer Mutter und Schwester ob ihrer närrischen und grundlosen Eifersucht gestern gehörig coram genommen und daß auch der Vikari gestern über Tafel vom Vetter Vogt über die Geschichte mit Beckenheiris Kind anders belehrt worden war: nicht Gustave, sondern die beiden andern Frauen hatten die Annahme des Kindes hinausgeschoben wissen wollen bis zur völligen Genesung der Patientin.

Der Vikari hatte das bestimmte Gefühl, daß heute endlich eine Entscheidung herannahe, das Bewußtsein, doch endlich einmal auf einen grünen Zweig zu kommen. Sein ganzer Ergeiz aber gipfelte seit lange her in dem Wunsch, in der Nähe seines lieben „Proteopolis“, im Wiesental oder Rebland eine Pfarrei zu erhalten, wärs auch nur das eben vakante Kleinenkems mit seinem rebenumsponnenen Kaplaneihäuslein, das, hoch auf dem fels tronend über den paar Fischerhütten am Rheinstrand, ihn schon anmutete, ehe er daselbst seine Finger in die Schnupftabakdose Frieseneggers vertiefte, Kastanien briet und Neuen dazu schlürfte.

Beim Morgenkaffee gabs eine Resapitulation der gestrigen Festereignisse. Merkwürdigerweise kam aber der Glanzpunkt des gestrigen Festes, das *carmen festivum*, mit keiner Silbe zur Sprache. Überhaupt kam Hebels Dichtereitelkeit nie in Gefahr, von seiner Freundin Gustave zu sehr in die Höhe geschraubt zu werden, hatte sie doch bis jetzt alle seine poetischen Produkte viel mehr, als ihr eigentlich ernst war, durch die Hechel gezogen.

Nach dem Frühstück erhob sich Hebel und wollte nun seines Weges fürbaß gen Basel: vor den tausenderlei Dingen, die ihm im Kopf herumgingen, kam ihm kein Gedanke an seine mangelhafte Toilette. Gustave aber riegelte die Stubentür und stand gebietigend vor den Stabhalter.

„Mit Verlaub von Ew. Hochwürden,“ sagte sie, „aber so darf der Lörracher Präzeptoratsvikarius nicht in die Kour. An Seinen Hut und Rock ist seit acht Tagen keine Bürste gekommen, und Dero Halskrause sieht aus, als wäret Ihr schon etliche Tag Kindsmagd gewesen und 's Nottelis Friederli hätt' an Euch gelullt. Nein, so dürfet Ihr mir nicht zum Pfarrhaus hinaus in den Marktgräfer Hof. Hätt' ich ein heißes Eisen, ich legt Euch, wie Ihr

seid, aufs Bögeltbrett und böglet Euch glatt, Stabhalter, wie einen verrumpfleten Schurzbandel!"

Wohl oder übel mußte der Vikari standhalten, da sich auch die andern, insonderheit Frau Karoline, auf Gustave's Seite schlugen.

"Ja was fehlt denn um Gotteswillen an meiner Garderobe und an mir selber?" fragte der Vikari verwundert.

"Eine Frau, die Dich striegelt, Stabhalter!" antwortete Günftert, "daß Du unter die Leute passst und alle Tag so aufgeputzt daherkommst, wie ein Hofkavalier!"

Während die Pfarrerin an die Kommode ging und dem Vikari eine Chemisette hervorlangte — er hatte nämlich beständig seine halbe Garderobe in Weil — ging der Pfarrer hinaus in den Hausgang, um dem Freunde seinen eigenen Sonntagsrock zu langen, Gustave bürstete am Fenster an Hebels Dreimaster herum, daß die hellen Staubwolken aufwirbelten. Mit der Chemisette und den übrigen Garderobestücken wurde er dann wieder in seine Stabhalterei hinaufdividiert, und kam nach etlichen Minuten wieder herab, wie er selbst meinte, als ein neuer Mensch.

"Gefall' ich den Herrschaften, insonderheit der Mademoiselle, jetzt besser?" lachte er und stellte sich bolzengerad erst vor den Spiegel und dann vor Gustave.

"Erst nur halber", entgegnete sie, "und jetzt kommt noch die Hauptsache! Setz Er sich, Stabhalter, denn Er hat keine Frisur, wie ein geistlicher Herr, im Gegenteil, einen Haarstrubel, daß man meint, er komme direkt aus Pelzpommern!"

Hebel gab sich gefangen, zog seinen Rock noch einmal aus und setzte sich auf den Stuhl, den Gustave ihm hinstellte. Sie holte aus dem Schlafzimmer Pudermantel und dito Beutel, auch ein Pomadebüchlein, rieb ihm den

Krauskopf nach Herzenslust ein, daß er nach Verlauf einiger Sekunden duftete, wie ein Kalifantuszweig, und arbeitete dann sein Haupt mit dem Puder, daß er aussah, wie ein abblühendes Syringenbäumlein im Juni. Daß sie ihm aber statt seines meschanten, niederträchtigen, nur zwei Zoll langen Rattenwädeleins von einem Zopf einen beinahe schuhlangen aus ihres Schwagers Garderobe am Hinterhaupt befestigte, merkte er nicht sogleich, sondern erst auf dem Weg nach Basel. Im Augenblick war ihm unter den linden Händen der Pfarrjungfer so bodenwohl, daß ihm die ganze Prozedur viel zu kurz vorkam.

Hebel, der jetzt einen kurzen Blick in den Spiegel tat, kannte sich selber schier nimmer: er mußte sich gestehen, er sehe perfekt aus, wie ein Kirchenrat. Die Pfarrjungfer erhielt einen sehr dankbaren Blick und einen warmen Händedruck, außerdem tat er ein stilles Gelübde, daß sie heut abend, wenn er von Basel zurückkäme, noch etwas weiteres erhalten solle.

Andres hatte derweil das Wägeli eingespannt; auf den noch tief in den Federn liegenden Propst und auf seine Chaise wollte Hebel nicht warten.

Rasch gings nun durchs Nonnenholz der Stadt zu und bald tauchte das traute Basel auf vor den Blicken des Vikari, sein Geburtsort und seine erste Heimat, mit all' ihren hohen Türmen und Toren, noch immer so lieb und schön, wie zur Zeit, da der alte Fischart sie besungen in seinem glückhaften Schiff:

O Basil, du holdselig Statt,
So den Rhin in der mitten hat.

Pfalz und Münsterkreuzgänge, Rheinbruck und Petersplatz, die Gassen und Gäßlein alle waren ja mit Hebels Gemüt so innig verwachsen, wie seine Glieder mit seinem Leib. Hatte er auch in dem reichen, weiten Basel keinen Fuß breit Boden sein eigen zu nennen, dennoch gehörte

die ganze große Schweizerstadt ihm gemäß seinem Leibsprüchli: Me meint, me heig's!

Und besonders jetzt, an dem Montagmorgen, als er einfuhr durchs Bläsitör, und das Bernerwägeli über das holperige Kleinbaslerpflaster humpelte, und manch ein Kleinbaslerburger vor dem jungen geistlichen Herrn, der so „netti Rime z'riße“ verstand, das Käppli lupfte, da dünkte er sich reicher, als der reichste Stadtherr in der „Dalbe“.

Den Andres schickte er wieder zurück mit dem Fuhrwerk. Dann schritt er frischgemut im Audienzstaat über die Rheinbruck, schlug sich den Blumentrain hinauf, und stand bald, nachdem er den Sandehansfemer Schwibbogen und den Totentanz passiert hatte, vor dem Markgräferhof.

Selb war das durlachische Schloß, ein großer, stattlicher, im vorigen Jahrhundert im Stil der Spätrenaissance aufgeführter Bau, die Residenz der badischen Fürsten in Kriegszeiten und der Zufluchtsort für badische Untertanen und deren Wertsachen. Denn leider war damals noch die Grenze der kleinen eidgenössischen Republik eine festere Schutzmauer gegen französischen Übermut, als das weite deutsche Reich.

Als der Vikari vor dem Markgräferhof ankam, gingen ziemlich viel Leute im Schloß ab und zu, am Petersgraben stand eine Reihe reicher, silberbeschlagener Equipagen von Basler Herren, die, ihrem fürstlichen Mitbürger von seinen Jugendjahren an persönlich befreundet, heute die Aufwartung machten.

Hebel ging aber nicht direkt ins Schloß, denn es war erst halb zehn Uhr, sondern er steuerte quer durch den Schloßgarten auf die Wohnung seines Freundes, des Schloßgärtners Zeyher los. Dieser hatte den Vikari sehnlich erwartet, hatte er doch vom Kammerdiener des Fürsten etwas erlusteret, und soviel war gewiß, der Hofbarometer deutete für Hebel auf „heiter und beständig“.

„Vifari,“ bewillkommte ihn Zeyher, „ich gratulier’ Dir von Herzensgrund, denn weißt was Neues? Der Markgraf will Dich zum Hofprediger machen!“

„Warum nicht gar zum Abt von Gottsau!“ replizierte Hebel, „dann könnt’ ich gleich mit dem Propst Kräutner von Bürglen, der in einer halben Stunde hinter mir hergefahren kommen wird, Schmollis machen!“

„Spaß aparti,“ entgegnete Zeyher ernsthaft, „wie ich Dir sage, so ist’s. Der Markgraf und der Rat Brauer, welch’ letzterer heute morgen wieder von hier nach Karlsruhe zurück ist, haben gestern die Sache auf dem Wege von Weil her ernstlich miteinander besprochen, und Du kannst Dich gefaßt machen, Du mußt wahrscheinlich den Vormittag vor Durchlaucht und einer Elite von Basler Herren in der Hofkapelle hier predigen!“

Hebel erschraf nicht wenig, das war ein gelinder Dämpfer auf seine Hoffnungen. Er war in Gottes Namen nicht im Stand, eine Predigt aus seinem Ärmel zu schütteln, am allerwenigsten am Kirchmontag. Er improvisierte seine Predigten nicht, er mußte immer Zeit haben, seine Gedanken klar und logisch zu ordnen, und dann säuberlich memorieren. Wenn’s jetzt auf einen Predigterfolg ankam, so war er verloren.

Zeyher las auf dem Gesicht Hebels seine Verlegenheit.

„Dappeli“, sagte er, „Du wirst doch hoffentlich keine Angst überkommen. Der Markgraf will von Dir gewiß nichts Extra’s, und ihn erst zu befehren brauchst Du auch nicht: er ist ein besserer Christ, als wir zwei. Ich meine aber, er hat’s besonders auf Dich abgesehen, weil er glaubt, daß Du mit einfachen dünnen Worten ohne viel Salbaderei in Deiner Predigt allemal den Nagel auf den Kopf triffst. Das kann halt nicht jeder. Hast Du keine alte Predigt im Kopf. Serenissimus wird Dir den Text nicht gerade vorschreiben.“

Der Vikari atmete etwas erleichtert auf: er hatte eine Predigt vorrätig über die zehn Aussätzigen.

Da klopfte es, und herein trat ein markgräflicher Diener, meldete höchste Ordre seiner Durchlaucht, der Herr Präzeptoratsvikarius möge sich parat machen, punkt zehn Uhr in der Hofkapelle eine Predigt zu halten.

Hebel bekam unerwartet eine Erleichterung für sein etwas bedrängtes Gemüt. Es war der gute Propst von Bürglen, der eben schweren Hauptes und Schrittes durch den Schloßgarten wandelte. Dieser Anblick weckte im Vikari wieder alle Lebensgeister, er war, in Erinnerung an die urheiterere Nachtszene im Weiler Pfarrgastzimmer, nicht mehr im Stand, seinen Lachmuskeln zu gebieten. Er mußte den beiden die Geschichte mitteilen, und er berichtete mit der ihm geläufigen Zutat von allerhand Würze also, daß auch hier in der Gärtnerwohnung eine gehörige Zwerchfellserschütterung nicht ausblieb.

„Herr Vikarius“, sagte der Kammerdiener, „Sie sind ein geborgener Mann. Durchlaucht sind augenblicklich unwirsch über dem Kleinenkemser Zehntprozeß und die Altkirchener Geschichte: wenn der Herr Markgraf aber den Spaß erfährt, dann ist gut Wetter. So was ist noch nicht dagewesen.“

Lachend empfahl sich der Kammerdiener: noch eh' die Glocke zehn Uhr schlug, war der Weiler Kirbischlußakt in jedermanns Mund im Markgräferhof.

Punkt zehn Uhr aber waren der Markgraf und seine Gemahlin und eine Anzahl Basler Honoratioren in der Hofkapelle versammelt, um dem Lörracher Präzeptoratsvikari auf den Zahn zu fühlen, ob er auch predigen könne. Das Vorlied wurde gesungen, die Orgel erklang kräftig, Hebel erschien und verneigte sich. Sein erstes aber, was er hier auf der geschlossenen Bibel wahrnahm, war ein Zettel, darauf stand: Text aus Matth. 6, 24—34, nichts davor und dahinter.

Der Präzeptoratsvikari entfärbte sich ein wenig, warf dann einen fragenden Blick nach dem Markgrafen, dieser blinzelte schnell wie ein Blitz zum Prediger empor, schmunzelte ein wenig, tat aber sonst auch mit keiner Miene mehr dergleichen, als merke er, daß dem Vikari die Schweißtropfen auf der Stirne standen. Der Text war: Niemand kann zwei Herren dienen.

Hebel hätte dem Organisten gern zwei Neutaler gegeben, wenn derselbe noch eine Weile fortgeorgelt hätte, aber unbarmherzig verklagen die letzten Akkorde, und eine Entscheidung mußte geschehen. Hebel schlug die Bibel auf, behielt seinen Text von den zehn Aussätzigen und begann, nachdem er denselben etwas zaghaft zu lesen begonnen, aber allmählich mit etwas kräftigerer Stimme zu Ende gelesen hatte, seinen Vortrag mit edler Ruhe, anmutender Klarheit und endlich mit einer Sicherheit, als ob er seinen Pädagogianern in Lörrach eine grammatische Regel erpliziere. Der Markgraf zeigte mit keinem Zug in seinem Gesicht, ob er zufrieden sei oder nicht. Das Ganze hatte so etwa vierzig Minuten gedauert.

Kaum war Hebel ins anstoßende, als Sakristei dienende Gemach zurückgetreten, und hatte sich seiner Amtskleidung entledigt, als der Kammerdiener wieder erschien, um ihn zu Durchlaucht zu berufen.

Nach einigen Minuten befand sich der Vikari im markgräflichen Arbeitszimmer, die Tür ihm gegenüber ging auf und Karl Friedrich stand vor ihm. Ein besonderer Zug der Befriedigung und des Wohlwollens lag auf dem Antlitze des hohen Herrn.

„Guten Tag, mein lieber Präzeptoratsvikarius“, sagte er und reichte Hebel die Hand, „Er scheint die gestrige Kirchweih christlich beendigt zu haben. Oder sind ihm auch Geister erschienen, wie dem Bürgler Propst?“ Ein sehr heiter Lächeln flog über die Züge des Markgrafen.

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ entgegnete Hebel, „in einer Examenzeit muß man den Kopf klar halten!“

„So,“ sagte der Fürst, „hat Er das begriffen? Aber Ordre parieren hat Er, scheint's, nicht gelernt. Warum hat Er meinen Text nicht genommen?“

„Durchlaucht verzeihen,“ erwiderte der Vikari etwas rasch, „ich kann nicht aus dem Stegreif predigen.“

„Nicht? Kann Er das wirklich nicht? Wie ist Er denn aber sogleich auf die zehn Ausfägigen verfallen?“ fragte Karl Friedrich.

„Das war eigentlich ja der gestrige Text, auf den ich mich vorbereitet hatte. Ich muß mich jeden Sonntag parat halten zur Aushilfe.“

„Aha, das ist was anders. Also Er schüttelt nicht aus dem Ärmel? Sieht Er, das freut mich. Ich höre mit Mißfallen, daß manche Pfarrer Stegreifprediger sind. Schütten dem Volk dann Häcksel vor, statt gut Futter. Hör' Er, Hebel, Er muß mir vielleicht in Zukunft hie und da einmal in der Karlsruher Schloßkirche predigen. Da kann ich keinen brauchen, der mit der Stange im Nebel herumfährt, oder Himmel und Hölle durcheinander wirft, daß die Durlacher Schwarzbüchel davon laufen möchten. Jetzt aber noch eins. Es ist schon vor geraumer Zeit Klage ausgegangen in unserm Konsistorium, etliche junge Herrn Geistliche der Rötler Diözese seien nicht bloß Neolegen, sondern sogar Freigeister, Illuminaten, hätten eine Art Loge, „Zum Proteus“ geheißt: was ist's damit?“

Hebel lächelte.

„Durchlaucht,“ sagte er, „wenn's im deutschen Reiche keine schlimmern Geheimbündler gäbe, als wir Proteuser, so wäre der Graf Cagliostro und seinesgleichen schon längst verhungert. Unsre Proteuserei ist nichts als eine spaßhafte Travestie der eben herrschenden Mode mit den Geheim-

bünden, der niemand mehr Feind ist, als wir Freunde in der Rötler Diözese!"

„Das hat mir der Spezial Hitzig auch gesagt“, fiel der Markgraf ein, „und ich will's ihm glauben, Hebel, und nicht weiter forschen über die Sache. Jetzt aber hör' Er: ich bin mit Ihm zufrieden und Seine Predigt hat mir gefallen. Er versteht Sein Metier aus dem ff. Nun ist in Karlsruhe ein Hofdiakonat frei, das soll Er haben und zwar sobald ich heimkomme. Aber für einstweilen mußte er nicht darüber. Das Weitere wird nachfolgen. Sag' Er, ist Er schon in der Schweiz gewesen, etwa im Berner Oberland?“

Hebel verneinte.

Der Markgraf öffnete eine auf seinem Schreibtisch stehende Schatulle, entnahm derselben ein Röllchen Geld, und reichte es Hebel hin.

„So, mein lieber Präzeptoratsvikarius, jetzt mach' Er fröhliche Herbstferien, d. h. sich ein kleines Reisepläsier und trink' Er auf meine Gesundheit in der Schweiz ein Gläslein Veltliner oder Waadtländer. Um ein Uhr komm' Er dann an meine Hofstafel!“

Der Markgraf verneigte sich, Hebel wollte danken, aber der Fürst winkte ab, und der Vikari fand sich halb träumend nach wenigen Minuten wieder in der Stube Zeyhers.

Hier verlebte er eine der vergnügtesten Stunden seines ganzen Lebens. Der Himmel hing ihm voll Sonnen, Sternen und Geigen, denn jetzt hatte er mehr als einen einfachen Hofstrost vor sich. Es wurde in der Eile ein Paradies zurecht gemacht mitten in die Föhren und Kiefern des Hardtwaldes hinein, gegen welches der Karlsruher Schloßpark nur ein elender Welschneureuter Küchengarten war; mitten in der zukünftigen Palmen- und Zedernpracht stolzierte der neue Herr Hofdiakonus mit einer nagelneuen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeife im Mund. Nur zu

schnell verging das Stündlein bis zur Hostafel den beiden Freunden in der Gärtnerstube.

Der Verfasser hat noch keiner Hostafel angewohnt, also kann er auch keine beschreiben, denn er will nicht reden, wie der Blinde von den Farben. Nur soviel hat die Tradition aufbewahrt, daß selbiger Zehntprozeß zwischen der Propstei Bürgeln und der Kleinenkemser Pfarrei zu beiderseitiger Befriedigung geschlichtet wurde, also daß der Herr Propst und Pfarrverwalter Morstadt den Frieden, der geschlossen wurde, noch mit einer Extrafasche in den Dreikönigen besiegelten nach der Hostafel.

Bei letzterer soll sich der Präzeptoratsvikari ein neues Blatt in seinen Ruhmeskranz dadurch geflochten haben, daß er die gestrige Tanzbodenaffaire als sehr schmachthafes Gericht auftischte, sowie er auch eine Reihe anderer nicht minder heiterer Erlebnisse anzubringen wußte, und dadurch dieses Diner nicht wenig würzte. Nach aufgehobener Tafel jedoch verließ er mit besflügelten Schritten seine Geburtsstadt und eilte auf Schusters Käpplein dem Weiler Pfarrhaus zu.

17. Hauptstück.

Die Proteuser.

Hoch droben über Stadthalder- und Petrisreben schimmert des „Bammerts“ Rebhäuslein, eine rechte Warte, die hineinschaut ins lachende Wiesental und hinaus ins goldige Rebland, in die weite Rheinebene und aufs alte, traute Basel. Dieses war aber damals noch kein Babylon und kein Jerusalem, Schafe und Böcke waren dazumal noch friedlich beisammen in einer Hürde.

Das Rebhäuslein aber war das Tüllinger Pfarrhaus und der „Bammert“ der Pfarrer Reinhardt.

Derselbe ist bis jetzt nicht handelnd in unserer Gesellschaft aufgetreten, er war erst am Freitag abend von einer Reise nach Emmendingen heimgekommen. Er hatte eine große und mit gutem Appetit gesegnete Familie. Seine Buben zerrissen Hosen und Stiefel nach Not, die Brotlaibe verschwanden unter ihren Zähnen, wie Grashalme im Killhasenmund, aber das Pfarreile war just nicht fett. Doch hatte er guten Mut, und tat zu seinen eigenen Buben um Lohn noch etliche Lateiner ein, meistens Gutschicke, die auf keiner Schule durchkamen oder guttaten, da schulmeisterete er denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und rauchte dazu, wie ein Hochofen, hatte aber doch noch immer Zeit, mit seinen Freunden eins zu philosophieren und — zu pökulieren.

Der Bammert war scharfäugig auch ohne Brille und Fernrohr, er hatte ein gutes Mundstück auch ohne Sprachrohr. Den Vikari hatte er schon längst aufs Korn genommen, wenn er ihn auch nicht auf „der Muck“ hatte, wie der Kabisnicki. Er wollte nämlich der „Koseligkeit“ und „Duselei“ des Stabhalters ein End' machen, denn er war von der Partie der Gustave, Hebel sollte endlich Ernst machen und um die Weiler Pfarrjungfer werben. Der „Bammert“ hatte aber den Vikari im Verdacht, derselbe fürchte sich vor dem Heiraten; er war eben eine von Hebel grundverschiedene Natur, begriff dessen inneres Leben nicht recht, und glaubte, der Vikari wolle aus Liebe zur Bequemlichkeit ein Junggesell bleiben.

Darum hatte er gestern schon, ehe er vom Fest heimging, die ganze Weiler Pfarrfamilie auf den Montag Nachmittag nach Tüllingen eingeladen, auch sämtliche Proteuser: es sollte ein unbarmherziges Gericht ergehen über den „Koseligen“.

Die Pfarrfrauen und Gustave saßen in der Tüllinger Pfarrwohnstube beim Kaffee, der Bammert aber, der Vetter

Vogt, Zenoides und Netorek standen draußen vorn an der Kirchhofmauer, und visirten in den Reben hinab, denn der Netorek, der vorhin auf Kundschaft ausgegangen war, hatte die Nachricht hineingebracht, er habe den Stabhalter aus der Weiler Pfarrgasse austauschen und den Reben zugehen sehen: er müsse alsbald zwischen den Rebstecken austauschen.

Er hatte sich nicht getäuscht: als Hebel vorhin ins Weiler Pfarrhaus eingetreten war, hatte er das ganze Haus leer getroffen, nur die alte Frau Pfarrerin saß auf dem Kanapee der Wohnstube und nuckte, sie hatte den stillen Nachmittag benutzt, um in der letzten Woche versäumte Schlafstunden nachzuholen. Auf der Kommode lag eine versiegelte Vorladung vor das Bundesgericht in Tüllingen, und der Stabhalter war sofort bereit, sich zu stellen.

Als er droben um die Kirchhofmauer bog, trat ihm der Bannmert entgegen mit einem Kranz von Reblaub ums Haupt, begrüßte ihn mit komischer Feierlichkeit im Namen des Proteus, blies ihm einen Mundvoll Rauchtobak ins Gesicht und sprach:

„Parmenideus, Du bist verhaftet und gebannt im Namen des Bundes!“

Dann band er ihm ein weißes Sacktuch vor die Augen und führte ihn in Begleitung der übrigen Bundesbrüder, die sich ebenfalls mit Reblaub bekränzt hatten, in die Wohnstube.

Die Frauen sicherten und hielten sich die Sacktücher vor den Mund. Feierliche Stille dann!

Hebel machte aber mit dem untern, freien Gesichtsteil eine so possige Armsündermiene, daß es eine Weile dauerte, bis das Verhör seinen Anfang nehmen konnte; denn die Gesichtsmuskeln sämtlicher Anwesenden gerieten in eine Bewegung, die der Feierlichkeit der Handlung bedenklichen Eintrag tat.

Endlich hub Zenoides an:

„Parmenideus, ich frage Dich —“

„Was hast Du zu fragen, Zenoides, hehrer Oberprieester?“ fiel der Stabhalter ein und niesete.

„Schweig jetzt und niese mir nicht in meine Zauber.“

Der Parmenideus schwieg aber nicht, sondern sagte:

„Ich bin wie ein einsam Muckheimerli auf der Matte, wie ein Käuzlein in den verstörten Städten, wie eine Rohrdommel in der Wüste, wie eine Schermaus, der man das Schlupfloch vertreten hat!“

„Schwant Dir etwas, Stabhalterli?“ begann jetzt der Bammert, „wirds Dir endlich zu kalt und beelendets Dich in Deiner Starrseligkeit und im Schatten unseliger Weiblosigkeit?“

„O Proteus, Du Wolfensammler,“ fuhr Zenoides fort, „über allem Knasterqualm thronender, dunkler, unsichtbarer, nebelseliger, mach diesen Sünder mürbe, daß ihm das Größte kann heruntergemacht werden, und führ ihn in die rechte Bühnedenz, daß er beuge sein stolzes Haupt in das Joch der sanften Taube, die da girrt hinterm Reblaub und im lindgrünen Schatten eines Akazienhains. Was soll seine Strafe sein, Vetter Vogt, für seine seitherige Starrseligkeit?“

„Er küsse den Pantoffel und trinke daraus als bußfertiger Sünder fünf Tropfen Tau vom Belchen!“

Mittlerweile hatte der Netoreck einen ungeheuren gläsernen Stiefel herbeigewinkt, der den Bundesbrüdern sonst als Pokal diente, und hatte denselben gefüllt aus der großen, auf der Kommode stehenden Weindruse. Diesen Stiefel hielt der Bammert dann dem Stabhalter vor den Mund und sprach:

„Küsse!“

Der Stabhalter tat, was ihm auferlegt war. Dann ergriff er mit beiden Händen den Stiefel, führte das Stiefel-

rohr an den Mund und trank in fünf Schlücken. Darauf hub der Bammert an:

„Wem vergabst Du Dein Döpli?“

„Einer Jungfer mit blonden Locken und blauen Augen!“ entgegnete der Stabhalter.

„Also soll ins künftige in Deinem Kasten neben Deinem Sonntagsrock auch ein Jüntli hängen?“

„Concedo!“ sagte der Vikari.

„Was für ein Evangelium werde dem armen, reuigen Sünder?“ fuhr der Bammert weiter im Text.

„Er küsse das Steinbild!“ sprach Zenoides.

Jetzt nahmen der Bammert und Netoreck die sich sträubende Gustave hüben und drüben am Arm und stellten sie unmittelbar vor den Stabhalter.

„Küsse!“ sprach Zenoides.

Der Stabhalter ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern faßte das vor ihm stehende hocherrötende Mädchen mit der rechten Hand an der ihrigen, schlang seinen linken Arm um ihren Nacken und küßte sie dreimal. Dann streifte er die Binde von den Augen.

Aber der Bammert fuhr auf:

„Was? Du meinst die Kopfwäsche sei schon fertig, und Du schon entfühnt, Stabhalterli? Hältst Du uns für Nilonen, Du Siebenschläfer, Du Neuntöter unserer Geduld, Du Mönch aus der ägyptischen Wüste, Du Pelagianer, Du Sabellianer, Du Patriot, Du Anabaptist, Du Rosenkreuzer, Du unproteischer Antichrist! Was soll er für Buße erhalten, daß er vorzeitig den Schleier gelüftet, um das steinerne Bild zu schauen?“

„Die Augen werden ihm wieder zugebunden und er gebe sechs „Karolisen“ auf,“ sprach Zenoides, „löst sie das Bild, so bekommts einen Kuß vom Büßer, löst es dieselben nicht, so muß es den Büßer küssen!“

Die Augen wurden dem Stabhalter wieder zugebunden, und er ließ sich alsbald, ohne sich gar lange zu besinnen, also vernehmen:

„Rate, rate was ist das:

Es ist kein Fuchs und auch kein Has,
Das Erst' eine „Sie“, das Zweit ein „Er“.
Das Ganze stellt uns Kleider her.“

Gustave sann eine Weile nach, dann lächelte sie und sagte:
„Wenn ich recht berichtet bin, so heißt man die Herren Schneider schon seit alten Zeiten Geißböcke; es wird wohl ein Schneider gemeint sein.“

Schallendes Gelächter lohnte die richtige Lösung; und der Stabhalter bekam seine Strafe, er mußte das Bild küssen. Wieder hub er an:

„Was ist feiner als eine Nadelspitze?“

„Ist's größer oder kleiner?“ fragte Gustave.

„Es wird nichts aus der Schul' geschwätzt,“ sagte der Vikari.

Diesmal blieb die Pfarrjungfer die Lösung schuldig und mußte dem Vikari die Strafe zahlen. Die Lösung war: ein Fuchs, denn er geht durch alle Türen und Thlimsen, und macht doch kein Loch.

Weiter fragte der Stabhalter:

„Was ist das: es steht ein Raucher in der Stube und raucht manchmal so unverschämt, daß allen Leuten die Augen übergehen, aber jeder schimpft, wenn der Raucher keinen Tabak hat, nur der Raucher selber nicht?“

Gustave besann sich dasmal nicht lang.

„Wenn der letzte Satz nicht wär,“ sprach sie, „so würd' ich sagen, es ist der Herr Stabhalter selber, aber der schimpft unding, wenn er keinen Tabak hat. So wirds denn wohl der Ofen sein, der oft aus allen Thlimsen raucht, von jedem mit Tabak, d. h. mit Holz, versehen wird, und doch zufrieden ist, wenn man ihm auch feins zusteckt.“

Es war heraus, und wieder war der Stabhalter der Büßende. Aber er grämte sich nicht darüber, sondern fuhr unverdrossen fort:

„Am Fuß getragen, spürst Du's nicht,
Haft's auf dem Rücken, gar leicht er bricht.“

Gustave besann sich, lächelte dann und schwieg.

„Kostet wieder ein Strafgeld,“ sagte der Metorek.

„Ja aber kostet's denn auch etwas, wenn man's weiß und doch nicht sagt?“ fragte die Pfarrjungfer.

„Allerdings,“ entgegnete der Bammert, „das zahlt doppelt.“

„Nun, so will ich's zu lösen suchen. Am Fuß, da trägt man den Strumpf, und da tun manche Leut die Kronentaler hinein. Trägt man ihn am Fuß, ist er leicht; aber voll Kronentaler, so ist das schon eine große Last.“

„Aber drückt doch noch keinen Rücken ein,“ sprach der Stabhalter. „Leß geraten!“

„Halt,“ lachte Gustave, „es könnt doch auch noch etwas anderes sein!“

„Und was denn?“

„Ein Pantoffel!“ kicherte das „Steinbild“.

Unter anhaltendem Händeklatschen der ganzen Gesellschaft verbüßte der Stabhalter seine Strafe.

„Was ist listiger als ein Fuchs, schneller als ein Hase, launischer als ein Apriltag, lieblicher als Honigseim und närrischer als ein Pudel?“ war die fünfte Karolise, die der Stabhalter aufgab.

„Das ist auf keinen Fall ein Präzeptoratsvikari,“ hub Gustave wieder an, „denn erstlich kommt man hinter all' seine Schliche, fürs zweite braucht er von Weil bis nach Pennsylvanien wenigstens fünfzig Jahre, Launen hat er gar keine, doch halt, lieblich ist er wie Honigseim und närrischer manchmal als ein Pudel. Das paßt!“

„Und wenn's kein Präzeptoratsvikari ist, was ist's denn, allerwerteste Jungfer?“ fragte der Stabhalter und löstete seine Augenbinde ein wenig, darunter schelmisch hervorblinzeln.

„Meinethalb der Gott Amor,“ riet Gustave.

„Nein, ganz lez geraten,“ meinte der Stabhalter, „es ist eine Pfarrjungfer!“

„Oho, wie so?“

„Selbstverständlich,“ gab Hebel zurück.

Die Bundesbrüder konnten aber nicht einig werden, wer die Karolise richtig gedeutet und entschieden schließlich, der Stabhalter müsse büßen, weil er nicht fein genug aufgegeben.

Der Stabhalter fügte sich in sein Schicksal und büßte.

Jetzt setzte er zur lezten Karolise an. Ernst und feierlich sprach er:

„Was ist wonniger: küssen oder geküßt werden?“

Gustave schüttelte den Kopf: „Das ist keine Karolise!“ sagte sie. „Und zudem hat ein Steinbild, wie ich's vorstelle, kein Urtheil!“

„Und ich selber,“ platzte Hebel heraus, „kann's auch nicht entscheiden, da ich noch immer Blindkuh, und eigentlich gar nicht gewiß bin, ob ich nicht die ganze Zeit her ein mir vorgehaltenes Kaffeekächeli geküßt habe!“

Damit nahm er die Binde von den Augen, ging auf Gustave zu und ergriff ihre beiden Hände.

„Ich habe das Vergnügen,“ sagte er, „Euch, meine lieben Freunde, meine herzliche Jungfer Braut vorzustellen!“

Damit hatte freilich der Proteuserhofuspokus ein Ende, aber die nüchterne, helle Wirklichkeit war doch viel schöner.

Die beiden Glücklichen empfingen die aufrichtigsten Glückwünsche aller Anwesenden, insbesondere die Hausfrau, die Reinhardtin, war übergücklich, daß solches sich in ihrem Hause ereignet.

Günttert warf nun schnell ein paar Zeilen mit Bleistift aufs Papier, und der Bammert sandte einen seiner Lateiner, oder „Stabspflichtigen“ damit ins Weiler Pfarrhaus, um der Pfarrmutter von dem Ereignis Kenntniss zu geben. Dann setzte man sich zu Tisch, und der Bammert war ganz wuselig, daß er den beiden die Köpfe so zusammenzustossen verstanden habe. Philosophiert und theologisiert wurde freilich nimmer viel, wie sonst, sondern Hebel mußte die Erlebnisse des Tags im Markgräferhof erzählen, was er denn auch tat, nur seine Berufung zum Hofprediger ließ er aus, und noch einmal elektrifizierte er, wie mittags an der markgräflichen Tafel, alles auch im einfachen Pfarrhaus hier mit seinem unerschöpflichen Humor.

Es dämmerte längst, als Zeyher von Basel her zur Gesellschaft kam. Er überbrachte an Hebel eine Einladung des Herrn Markgrafen, morgen einen Teil seiner Schweizerreise in der fürstlichen Equipage mitzumachen bis Narburg. Da war freilich kein Ausweichen, aber der Vikari blickte Gustave an, die eben erst seine Braut geworden war, das Scheiden gerade in diesem Augenblick fiel ihm schwer.

Zenoides mochte ihm eine kleine Verstimmung vom Gesicht ablesen. Obwohl er sich deutlich genug vorstellen konnte, wie schwer dem Vikari jetzt das Reisen ankäme — Hitzig selbst hatte ja bereits auch ein liebes Bräutlein — so sah er die Sache von einer anderen Seite an.

„Es ist doch was Schönes,“ sprach Hitzig, „wenn man so aus einem Jahrlein einen ganzen Monat herausstechen und „flugüchtig“ das Schweizerland und seine Matten und Täler und Firnen auf- und abmekken kann, bis man das „Kälblein“ hat und doch nicht sticht.“

Der Vikari schaute seine Braut an und sagte:

„Aber ich hab' jetzt schon das Heimweh, eh' ich noch einen einzigen Schritt hinaus getan hab' aus dem Zauberkreis meiner lieben Proteuser. Jetzt wär mir die Welt

just groß und weit genug zwischen der Lucke und dem Hünerberg, zwischen Tüllingen und dem Rhein, auf welch' kleines Tellerlein und Schüssellein mir ein gütig Schicksal so viel Schönes und Glitzeriges eingesteuert und eingehelfet hat schon lange, insonderheit aber heut nachmittag. Meinethalb könnte der Kabisnicki mein Reisegeld haben und in die Schweiz damit!"

Zeyher suchte ihm diese „flausen“ auszureden und ihn aus seiner „Heimwehseligkeit“ aufzurütteln, indem er in den herrlichsten Farben die Schönheit der Alpenwelt schilderte.

Der Mond stand schon längst am Himmel, als die Gesellschaft auseinanderging. Am Weiler Pfarrhaus wurde noch einen Augenblick angehalten, Hebel, der seine halbe Garderobe dort hatte, packte das Nötigste an Wäsche zusammen für seine Reise, und dann ging's nach kurzem, aber schwerem Abschied der Stadt Basel zu auf des Hofgärtners Wägelein.

15. Hauptstück.

Spurlos verschwunden.

Eiseli, die Kirbikönigin hatte sich angeschickt, wie es gegen Abend ging, die Arbeit auf dem Hanfacker, zu beenden, als des Beckenheiris Chüנגgi schier atemlos auf sie zugesprungen kam.

„Eiseli, weißt was Neues?“

Aus dem Mienenspiel Chüנגgis konnte die Gefragte schon lesen, daß es eben kein Evangelium sei um die Neuigkeit. Sie war den ganzen Tag so niedergeschlagen gewesen, die Versöhnung zwischen dem Vikari und der Pfarrjungfer war ihr nicht entgangen, der Kaufsch ihrer hochgespannten Hoffnungen war schon ein wenig verflogen; wie ein Gespenst trat, was sie den ganzen Tag über gedrückt und geängstigt hatte, jetzt vor ihre Seele.

„Der Vikari,“ fuhr Chünggi, ohne Eiseli's Gegenfrage abzuwarten, heraus, „ist heut Nachmittag von Basel zurückgekommen und hat sich mit der Pfarrjungfer versprochen in Tüllingen; dort oben feiern sie eben den Verspruch,“ und sie deutete hinauf gegen das Tüllinger Pfarrhaus, „die alt Pfarrerin hat's im Augenblick der Vögtin erzählt, und 's Vogts Bäbeli mir enanderno!“

Sprachlos starrte Eiseli die Sprecherin an. Hätte man ihr gesagt, sie müsse morgen früh drei Stunden am Lasterpfahl stehen, und jedermann dürfe sein Mütlein an ihr fühlen, sie hätte nicht heftiger erschrecken können. Sie war einige Minuten wie gelähmt und keines Wörtleins mächtig.

Der Vikari war, ohne daß er selbst eine Ahnung davon gehabt, schon als sie fast noch ein Kind war, der Mittelpunkt ihres Denkens und Trachtens gewesen. Sie wäre für ihn durch Feuer und Wasser gegangen, über Land und Meer, sie hätte ihm mit Freuden ihre ganze Habe hingegeben, ihm ihr ganz Vermögen geopfert. Sie hatte zufällig auch den Brief Simsalirims, der in einem Buch auf der Wohnstubenkommode aufbewahrt lag, in die Hand bekommen und schnell gelesen, die Wirkung kann man sich denken. Die letzten Tage hatten sie nach ihrer Meinung nahezu ans Ziel gebracht, ihre Wünsche erfüllt, sie konnte sich's gar nicht anders denken, als daß der Vikari sein Verhältnis zur „hibigen“ Pfarrjungfer löse, und jetzt!

Sie machte sich auf den Heimweg, aber sie sprach kein Wort: auf Fragen und Antworten Chünggis hatte sie bloß ein tonloses ja oder nein, so daß es der Gespielin schier Angst wurde und sie gereute, die Hiobspost gebracht zu haben.

Daheim angekommen, machte Eiseli noch die Zurüstungen zum Nachessen, empfing von der Pfarrmutter die Bestätigung der Nachricht von Hebels Verlobung mit Gustave, und ging darauf, heftiges Unwohlsein vorschüzend, auf ihr Stüblein.

Dort löste sich ihr Braß in reichlichen Tränen. Wie ein wilder Dämon tauchte der Gedanke in ihr auf, die Schmach nicht zu überleben, in den Rhein zu gehen. Sorgsam räumte sie unter Schluchzen und Weinen ihren Kasten aus und sammelte all' ihr Eigentum in die gemalte Truhe, womit sie vor vierzehn Tagen eingezogen war in ihr Stüblein. Sie hatte in diesem Stüblein einen so süßen, seligen Traum geträumt, einen Traum, der ja immer der gleiche ist beim einfachen Dorfkind, wie bei der feinen Stadtdame, der Traum von einem süßen, ungetrübten Lebensglück an der Seite dessen, den das jungfräuliche Gemüt sich einmal zu eigen erkoren hat.

Die Nacht kam heran, sie merkte es kaum, sie starrte hinaus in die stille, schöne Septembermondnacht, aber dieselbe brachte ihr keinen Frieden, keine Ruhe.

War's zu dumpf im Stüblein oder ihr Herz zu voll, sie öffnete endlich das Fenster. Da hörte sie unten Stimmengeräusch, auch seine Stimme. Sie lauschte und lauschte, niemand kam zu ihr herauf, niemand kümmerte sich um sie, sie war ja nur die Magd, erst vierzehn Tage im Hause, wer sollte nach ihr fragen? Dann fuhr ein Wägelein vor; die Stubentür ging wieder auf, sie hörte, wie er sagte: Also, liebe Gustave, in drei oder vier Wochen, dann wird's nimmer weit sein zur Hochzeit! Uffa, Ihr Lieben all'! An sie, das Eifeli, hatte er keinen Gruß.

Der Wagen fuhr weg, der Hufschlag verhallte. Es schnitt ihr wie ein siebenfach Schwert in die Seele.

Wohin ging er die drei, vier Wochen? Wen sollte sie fragen? Aber für sie war er ja doch verloren, denn dann sollte die Hochzeit sein. Verloren für immer!

Wieder umrauschte es ihre Seele wie Stromwellen des Rheins; farblos, wertlos lag das Leben vor ihr!

Sie zündete endlich ihr Öllämplein an und faltete einen unbeschriebenen halben Bogen Papier, den sie ihrer

Tischschublade entnahm, sie fing an zu schreiben an ihren Vetter, den Schulmeister. Heiße Tränen flossen nieder auf das Blatt und wischten manchen Buchstaben wieder aus, aber sie merkte es nicht. Dann nahm sie aus ihrer Näh- schachtel ein wenig Wachs, verpichtete den gefalteten Brief, adressierte ihn an ihren Vetter und legte ihn auf den Tisch. In ein Bündelein hatte sie etliche Wäsche und Kleider zu- sammengepackt. Darauf verlöschte sie das Licht wieder und wartete, bis alles Geräusch im Haus verstummt war, bis sie gewiß war, es sei alles zu Bett und im Schlaf.

Da öffnete sie leise die Kammertür und schlich auf den Socken die Stiege hinab. Die Haustür garrte ein wenig, als sie aufschloß, aber niemand schien's zu hören. Sie trat in die Mondnacht hinaus. Auch das kleine Hof- förlein passierte sie unbeschrien. Die Hunde schwiegen, denn sie waren ihr gut. Es war nirgends mehr Licht im Ort, und mit den Schritten eines scheuen Rehcs suchte sie das Freie zu gewinnen. Als sie aus der Pfarrgasse heraus- wollte, hörte sie den Wächter, sie trat hinter eine Holzbeige, bis er vorüber war. Bald war sie im Freien.

Die Septembernacht war so still und schön, keine Nacht für einen Todesgang, sondern zum Träumen und zum Beten.

Ihre Jugendjahre zogen an ihr vorüber, in ihre Kinderspiele herein und vor das Bild ihrer Mutter — ihr Vater war schon lange tot — trat eine liebe Mannes- gestalt und redete gar freundlich und liebevoll mit ihr. — Die wechselnden Bilder ihrer letzten Mädchenjahre traten ihr vor die Seele, der Vikari kam in ihre heimat- liche Herberge dort an der Freiburger Landstraße und brachte ihr einen Messkram mit. — Sie stand am Sarg ihrer Mutter, ach der einzige unter allen Menschen, von dem sie sich noch geliebt meinte, der Vikari — so war ihr — trat auf sie zu und sprach: Faß Dich, Eifeli, ich

will mich deiner annehmen und dich so lieb haben, so lieb als deine Mutter!

O nein, nein, er hatte sie nicht lieb, sondern eine andere schon längst, die war viel gescheiter und städtischer! Und sie, das Eiseli, war eine vater- und mutterlose Waise, und der, für den sie ihr Herzblut gegeben hätte, hatte sie verachtet!

Wieder brach sie in heftige Tränen aus, und kam endlich, sie wußte selbst nicht wie, gen Basel ans Blästor.

Der Torwächter fuhr sie barsch an und wollte sie nicht hineinlassen; erst als sie seine Frage, ob sie zum Doktor wolle, bejahte, öffnete er und ließ sie passieren gegen ein schweres Trinkgeld. Kurz darauf stand sie auf der Rheinbrücke der Kapelle gegenüber, und legte ihr Bündelein auf die Steinbank. Sie hörte den mächtigen Strom rauschen drunten, und was dort rauschte, stimmte ja so ganz mit dem, was durch ihre Seele brauste.

Nicht besonders früh am darauffolgenden Morgen rief Gustave: Eiseli! zur Magdkammer hinauf. Aber Eiseli gab keine Antwort, die Thür der Kammer war nur angelehnt, und Gustave wollte nachsehen, sie öffnete die Thür, aber das Zimmer war leer, das Bett offenbar nicht gebraucht, der Kasten offen und ausgeräumt, die Truhe verschlossen, und der Schlüssel abgezogen, aber auf dem Tisch lag der Brief.

Die Pfarrjungfer war sehr betreten und wußte im Augenblick nicht, was tun; sie legte sich zwar die Gründe für das Verschwinden Eiselis zurecht, aber sie konnte sich auch recht wohl denken, daß die Sache im Ort Aufsehen erregen werde und manches unnütze Geschwätz veranlassen, denn sie wußte sehr gut, daß Eiseli bei Jung und Alt in großer Gunst stehe, namentlich seit vorgestern.

Gustave nahm also den Brief und hielt mit Mutter und Schwester eine Beratung in der Wohnstube. Der Pfarrer, welcher die Sache im Schlafzimmer hörte, gab den kategorischen Befehl, den Brief sogleich durch Andres an den Schulmeister zu befördern und denselben zu bitten, er möge sogleich herkommen.

Es dauerte zehn Minuten, Gunttert hatte kaum Zeit gehabt, in seine Kleider zu kommen, so stürzte Bronner bleich und mit verstörten Mienen herbei, den offenen Brief aus der Tasche ziehend und ihn dem Pfarrer hingehend.

Gunttert las:

„Herzlieber Vetter!

Ihr dürft es mir nit in übel nehmen, wenn ich Euch nun das lezt Mal schreiben tu. Ach es ist mir so angst und bang und das Leben ist mir arg verleidet, ich muß jetzt in den Rhein gehen, daß mein Herzleid aufhört. Es hat halt nit können sein mit dem Vikari und ein andern will ich nit und wenn's auch der schönst wär' und der reichst und der Vikari nimmt halt jetzt doch ein andere, aber ich bin ihm nit bö. Wenn Ihr ihn sehet, so saget ihm, ich laß ihn noch einmal grüßen, ja noch viel tausendmal und wünsch, es soll ihm gut gehen sein Lebenlang. Grüßet auch den Herr Pfarrer noch von mir und meine Gespielen. Es grüßet Euch und die Gotti

Euer Göttikind

Anna Elisabeth Rinclin.“

Sprachlos starrten alle auf den Leser; Gustave wurde weiß wie Kreide, und mußte sich niedersetzen. Der Brief war deutlich genug, das arme Kind hatte sich vermutlich ein Leid bereits angetan und ihren Tod gesucht, wie schon viele in den Wellen des Rheins.

Es ist ja im ganzen Rebland ein gemein Verzweiflungsprüchlein: I gang in de Rhi! Wo das Herz sich nicht mehr zu fassen weiß vor Leid, und des Lebens Stützen alle brechen, oder wenn ein Gewissen tobt ob schwerer Schuld, da rauscht des Rheins grünblaue Flut so lockend, und verheißt schnelle Heilung dem wildzer-rissenen Herzen.

Es war ein greller, schneidender Miston in die bis-her so schöne Idylle des Pfarrhauses. Und der, welcher das Unheil vielleicht ganz ohne sein Wissen und Wollen angerichtet, er schwamm heute hoch auf des Lebens heitern, sonnligkernden Wellen!

Bald drängten sich die Nachbarn ins Haus, denn der Andres, der die Kunde im Schulhaus aufgeschnappt hatte, war der rechte Stafettenreiter für diese Botschaft.

Günttert befahl sofort anzuspannen in die Stadt. Viel-leicht war doch noch zu retten und eine Lebensspur zu finden. Der Schulmeister fuhr mit.

Überall auf der Straße standen die Leute bereits in Gruppen beisammen, ihre Ansichten austauschend über den traurigen Fall. Unter den Jungfern wogten die Meinungen hin und her; manche waren geneigt, dem Vikari die Hauptschuld zuzumessen, weil er sich auch gar so schnell der Pfarrjungfer an den Kopf geworfen habe. Allein schließlich kam man dahin überein, es sei vermutlich vom Spezial beim Markgrafen etwas eingefädelt worden, und der hab' dem Vikari befohlen, die Jungfer fechtin zu heiraten. Denn die fechtischen, wußte man, seien stets beim Markgrafen gut angeschrieben gewesen. Der Günttert habe ja seine Pfarrei auch nur wegen der Frau bekommen. So wurde unter den Jungfern der Vikari zuletzt ebenso, wie Eiseli selber, ein Gegenstand des Mitleids, und kam außer Gericht.

Die erste, aber auch einzige Spur fanden Günttert und Bronner beim Bläsfitorwächter: der gab ihnen einen ziemlich genauen Bescheid, und die Identität des von ihm beschriebenen, in der Nacht eingelassenen „Weibervolks“ mit Liseli war einleuchtend.

Bronner ging dem Lohnhof zu und brachte vom dortigen Polizeischreiber heraus, daß mit Wissen der Polizei zu Basel sich seit einem halben Jahr kein goziger Mensch mehr im Rhein ersäuft habe.

Günttert war dem Marktgräferhof zugegangen, aber er machte auch, wie man sagt, einen Mehrgang. Die Herrschaften waren bereits vor einer Stunde abgefahren und der Vikari mit ihnen, so berichtete Zeyher.

So fuhren denn Günttert und Bronner ganz unverrichteter Sache wieder heim.

Der Margekasper aber behauptete steif und fest, das Liseli sei gewiß mit dem Sutterhans, welchen er gestern abend auf des Vogts Befehl aus dem Hüsli gelassen habe, auf und davon gen Wolfenweiler. Das sei auch 's Geschickste gewesen, was sie habe tun können.

Auch er fand Anhänger für sein Meinung.

16. Hauptstück.

Kribiskrabis.

Wer unter allen Baslern, welche sonst zum Weiler Pfarrhaus pilgerten, sich am herzhaftesten über die Nachricht von der Verlobung des Vikari mit Gustave ärgerte, am Zwischenfall mit Liseli sich aber amüsierte, das war der Dr. Brästenberger. Als Günttert nämlich im Eifer, den Vikari noch zu treffen, den Blumenrain hinaufstürmte, war er mit dem Doktor zusammengestoßen und hatte ihm in einem Atem die zwei Ereignisse mitgeteilt.

Der Doktor hatte eigentlich durchaus keine ernstern Absichten auf Gustave, die reizende Pfarrjungfer; aber auch jede etwaige unedle Absicht von seiner Seite mußte schon mit einem Blick in das reine, klare und nüchterne Auge des Mädchens im Keime ersticken.

Doch war es für ihn, den sehr wohlstuitierten Junggesellen, der glänzend wohnte, fein speiste, an allen möglichen in Basel zu habenden Komfort gewöhnt war, ein Bedürfnis, so gut wie prächtige Wohnung, blinkende Equipage, wohlbesetzten Tisch, auch seine freilich nur ganz platonische liaison zu haben, ein weibliches Wesen von feinerer Natur und gebildeten Formen — zum Geplauder über Gott, Welt und — Literatur, wobei er freilich fast allein die Kosten der Unterhaltung bestritt; allein Gustave war ihm gerade recht, um mit ihr ein Stündlein zu verhandeln, ihre leichte Auffassung alles Neuen, was der Büchermarkt brachte, ihr oft sehr treffendes Urtheil über allerlei Lebensverhältnisse und literarische Erscheinungen, ihr Witz und Humor begeisterten und elektrisirten den Bondivant.

Den Vikari haßte er nicht, im Gegentheil, er protegierte ihn auf alle mögliche Weise, er nahm ihn oft mit in seiner Chaise und hatte sein Pläster an den witzigen Einfällen und den Äußerungen des breitspurigen Hebelschen Humors. Das Vikärlein dünkte ihm eine umbra, er hielt Hebel für einen armen Teufel, für einen gutmütigen Spaßvogel. Die demselben vom Markgrafen gewordene Auszeichnung, von der er schon Kunde bekommen hatte, verdroß ihn, aber er glaubte nicht, daß es dem Vikari je glücken werde, dem Rößlein der fortuna auf den Rücken zu kommen. Kurzum, er theilte betreffs Hebels den allgemeinen Vogtsglauben. Die Nachricht von Hebels Verlobung aber brachte ihn schier „us em Hsli“. Es wäre ihm lieb gewesen, Günstert hätte ihm mitgeteilt, Gustave

sei wieder leidend, so hätte er Unlaß gehabt, sogleich einzuspannen und hinauszufahren. Er hatte sich nämlich alsbald vorgenommen, das ihm unangenehme Verhältnis — zu sprengen.

Am Donnerstag aber ließ er seinen Grauschimmel galoppieren in die Markgraffschaft — er kam als Hausfreund.

Gustave war draußen im Garten und zupfte dürre Bohnen. Als sie den Doktor in die gelbgrüne Gasse zwischen den hohen Bohnenstangen hereinschielen sah, trat sie sogleich heraus in den Gartenweg. Sie war kühl, ihr Gesicht zeigte Niedergeschlagenheit und Ermüdung, sie sah gar nicht aus, wie eine glückliche Braut. Denn die Geschichte mit dem Eiseli lag ihr doch sehr auf dem Herzen, und so ganz sicher war sie denn doch auch noch nicht, ob die Neigung nur einseitig bei Eiseli gewesen.

Es war zwischen ihr und dem Bräutigam noch nicht ein Wort über Eiseli gewechselt worden; auch über die Veranlassung der schnellen Verlobung hatte sie durchaus keine Gewißheit, und wenn sie in Erwägung zog, was im Dorf gemunkelt wurde über fürstlichen Wunsch und Zuspruch, so hatte es sie fast schon gereuen wollen, daß sie sich so schnell in die Rolle der Braut gefunden hatte am letzten Montag.

„Was für ein trübselig Gesicht für eine Braut,“ begann der Doktor, nachdem ihm Gustave Willkomm geboten und die Hand gereicht hatte. „Ich komme nämlich, um der Demoiselle Fechtin zu ihrer Verlobung, die so gar schnell arrivierte, zu gratulieren. Freilich könnt' man auch gleich eine Kondolenz anbringen, denn es sind ja die Woche hier in Weil merkwürdige événements vorgefallen.“

Dabei warf er der Pfarrjungfer einen gar spöttischen Blick zu, aber sie tat, als merke sie's nicht.

„Das arme Eiseli,“ sagte sie und ihr Wort zeigte von wirklichem Mitgefühl.

„Ja, so glauben Sie wirklich, daß das Maidli in den Rhein gesprungen ist?“ fragte Brästenberger, und machte ein sehr ungläubiges Gesicht dazu.

„Was anders soll ich glauben? Jedermann, selbst mein Schwager, ist überzeugt. Und sehr möglich ist's auch, denn das Maidli hat einen ganz aparten Kopf gehabt, Herr Doktor, einen ganz aparten Kopf, etwas Aufsprudelndes, Hestiges, Leidenschaftliches, und sie scheint nach allem, was man jetzt nachträglich hört, auch ganz vernarrt gewesen zu sein in meinen Bräutigam. Mir ist's nur zu glaublich, Herr Doktor, daß sie den entsetzlichen Streich gemacht hat.“

„Mit Vergunst, Jungfer fechtin,“ sagte der Doktor und lachte, „ich für meine Person erlaube mir, es nicht zu glauben. Wo ist der Vikari, ich hör', er sei verreist!“

Gustave antwortete unbefangen:

„Er macht eine Schweizerreise, hat vom gnädigsten Herrn Markgrafen eine Einladung bekommen, denselben bis Narburg zu begleiten. Serenissimus hält jetzt große Stücke auf ihn.“

„So, so,“ sagte Brästenberger gedehnt, und ein Satyr tanzte über seine Züge, „ja, ja, es ist doch etwas Schönes, Gunst bei großen Herren zu haben. Da kann man unverhofft zu einer hübschen Frau und zu einer hübschen Pfarrei kommen —“

„Wie meinen das der Herr Doktor?“ fuhr Gustave leidenschaftlich auf.

»Pas d'exaltation, Mademoiselle,« sagte der Doktor ruhig und lächelte. „Lassen Sie sich etwas sagen. Meine Meinung ist, der Vikari hätt' am besten getan, seine Werbung bei Ihnen zu unterlassen. Denn ich habe meine stillen Vermutungen, er hätt' auch am besten zu der Landpomeranze gepaßt. Die Wirtstochter hätt' ihm die Küche gehörig mit Speck und den Keller mit Wein gefüllt, und ihm wär' wohl gewesen dabei. Man sagt aber, der Mark-

graf hab' ihm am Montag besonders zugesprochen, und ihm nur unter der Bedingung eine Pfarrei verheißen, wenn er Sie, Jungfer Gustave, heirate. Daß aber die beiden, der Vikari und das Eiseli, schon lang unter einem Hütlein spielen, und daß sie nur extra seinethalb hieher gekommen ist, das redet mir niemand aus!"

Gustave horchte hoch auf, sie erglühete und erblaßte abwechselnd: sie selbst hatte diesen Verdacht früher schon gefaßt.

Der Doktor aber schmiedete das Eisen, dieweil es heiß war, er fuhr fort:

"Wohin ist das Maidli gegangen? Was meinen Sie? Etwa in Rhein? Pas du tout! In dem Alter und mit einem Vermögen von achttausend Gulden springt kein jung's Maidli ins Wasser! Ich will Ihnen etwas sagen. Das ist was bestelltes zwischen dem Vikari und dem Maidli, glauben Sie, die zwei finden einand, und wär's im Hottentottenland. Vielleicht ist auch bei ihr etwas Ungrad's —"

Das sollte ein Trumpf sein, aber es war ein arger fehlschuß, wie der Doktor gleich erfuhr.

Gustave richtete sich hoch auf, glutrot stand sie dem Verläumder und ärztlichen Folterknecht gegenüber.

"Gehen Sie," rief sie in höchster Erregung, "Sie sind ein abominabler Mensch! Eiseli konnte dezidiert nicht wissen, daß der Vikari reise und wohin! Und ich habe Ihnen früher schon gesagt, daß der Vikari, mein Bräutigam, ein offener, ehrlicher Mann ist, keines derartigen Tuns fähig!"

"Ich will gern Unrecht haben," sagte der Doktor kleinlaut und trat den Rückzug an, "aber an Eiselis Tod glaub' ich nicht, wir wollen einand dran erinnern."

"Mein Kopfweh kommt wieder," sagte Gustave, "gehen Sie und rufen Sie meine Mutter und Schwester!"

Aber schon wankte sie in Ohnmacht und der Doktor mußte sie halten. Er rief die Angehörigen Gustaves, die erschrocken herbeikamen und sie in die Stube und zu Bett brachten.

17. Hauptstück.

Vakanzerlebnisse.

Der September ging zu Ende und der meiste Segen, den der Frühling verheißt und der Sommer zur Reife gebracht, war wohl geborgen in Scheuern, Speichern und Kellern, nur die Frucht des Weinstocks wartete noch der Ernte, die Weinlese ist ja für den Rebländer der „Herbst“, während er diese Jahreszeit „Spöttlig“ heißt.

Der Vikari war nicht mit Sichel, Sense, Haue oder Karst hinaus ins Feld, um zu schneiden oder auszugraben, aber er hatte reichlich eingeheimst in den letzten drei Wochen, er war überreich, als er aus dem Berner Oberland wieder zurückkehrte in die alte stolze Bertholdsstadt an der Aar, das hochgebaute Bern, von wo aus er seine Ausflüge in die oberländische Alpenwelt unternommen hatte. Seine Befürchtung, er möchte durchs Heimweh am ruhigen, vollen Genießen gehindert sein, und um den besten Teil, das Reisebehagen, kommen, hatte sich zum Glück nicht erfüllt. Es war ihm jetzt anders, als vor drei Wochen, wo er das Reisegeld und die Reise gern dem Kabisnicki überlassen hätte. Das Herbarium seines Herzens war übertoll, und jahrelang, meinte er, werd' er an den großen Eindrücken dieses Ausflugs noch zu zehren haben.

Er hatte auf der Herreise sein Quartier im alten Junstgasthaus „Zu Weberen“ aufgeschlagen, dahin war er auch wieder zurückgekehrt und fand Briefe aus der Heimat, einen von Gustave und einen vom Netorek.

Als er auf der Adresse des erstern Briefes die Schriftzüge seiner Braut ansichtig wurde, da brach das Heimweh, das ihn die letzten drei Wochen nur so dann und wann am Ärmel gezupft hatte, mit Macht hervor. Aber wie staunte und erschrak er, als seine Augen über die Zeilen hinglitten! Gustave berichtete in einem so kühlen Ton, wie er ihn an ihr weder im mündlichen noch im schriftlichen Verkehr gewohnt war, das Ereignis mit Liseli, die verschiedenen Gerüchte, welche betreffs dieser Sache gingen, ihre Ansicht, daß sie an Liseli's Tod aus guten Gründen nicht glaube, daß sie sehr, sehr leidend sei; kein Wort, keine Silbe, daß sie sich nach seiner Rückkunft sehne. Das trauliche „Du“, auf das sie ja als Braut ein Recht hatte, gebrauchte sie nicht.

Der Netoreck, von dem der zweite Brief war, berichtete fast über dieselben Dinge, aber im Lichte seines scharfen Urteils, er machte dem Vikari, obwohl auch er die Verlobung hatte einfädeln helfen, jetzt doch Vorwürfe, daß er seine Neigung nicht dem Töchterlein der Leimstollenwirtin zugewendet. Denn der Dr. Brästenberger sei nach wie vor bei der Pfarrjungfer Hahn im Korb u. s. w.

Hebel las diese beiden Briefe mit Gefühlen, die nicht zu beschreiben sind. Er hatte geglaubt, im sichern Hasen zu sein, jetzt sah er sich wieder hinausgeschleudert ins Meer endloser Zweifel. Er hatte, wie Moses vom Berg Nebo, hineingeschaut ins Land der Verheißung, aber hineinzu kommen — das hoffte er nicht mehr.

Stundenlang ging er in marternder Unruhe im Zimmer auf und ab; es war schon ziemlich vorgerückte Abendstunde, als er seinen Stock zur Hand nahm, um auszugehen, er hielt's in der engen Stube nicht mehr aus.

Wenn Liseli sich ein Leid angetan hatte, so hatte sie es seinetwegen getan, er konnte sich nicht von aller Schuld freisprechen, er hatte das arme Kind in den Vorkirchweih-

tagen mit manchem Wort und Blick ermuntert, und ihren stillen Hoffnungen, die er freilich nicht kannte, Nahrung geben. Was konnte er freilich dafür, wenn sie aus seinen Worten und Blicken mehr herausbuchstabiert hatte, als einfaches Wohlwollen? Aber wenn er sich genau prüfte, mußte er sich nicht gestehen, daß sein Herz in den vergangenen Wochen auf den Brief Simsalirims hin gewankt habe, und er sich wiederholt die Frage vorgelegt, ob er diesen Rat befolgen solle? Hatte etwa der scharfe weibliche Instinkt Eiselis aus seinen Worten und Blicken herausgelesen, was er sich selbst und ihr nicht gestehen wollte?

Er stand vor dem Zeitloekenturm und ließ seine Blicke über das Wunderwerk mittelalterlicher Mechanik hinschweifen, aber seine Gedanken weilten ganz anderswo.

Da — wer bog dort drunten um die Gassenecke? Es war gekommen und verschwunden, wie der Blitz, er glaubte ein Gespenst gesehen zu haben, obwohl er nichts weniger als gespenstergläubig war. Sollte denn wirklich etwas an dem sein, was er in seinen Kinderjahren manchmal zu Hause gehört hatte vom Wiedererscheinen Verstorbener, von allerlei sonderbaren Wirkungen im Sterben liegender Personen in die Ferne, vom sogenannten Erzeigen?

Er ging der Nydeckbrücke zu und starrte hinab ins rauschende Wogenspiel der raschflutenden Aare, planlos schlenderte er am Bärengaben vorüber, links einbiegend, die alte Stalden entlang, und kam auf den Rosengartengottesacker.

Es war sehr spät, als er endlich seine Herberge aufsuchte. Er nahm sich vor zu schreiben und ließ noch eine Flasche Cortailod auf sein Zimmer bringen. Aber er brachte seine Gedanken in keine Fassung, immer schwirrte es wieder, wie eine irrgeflogene Fledermaus, vor seinen Augen herum; er löschte endlich verdrossen das Licht, riß das Papier, auf welches er mit Not ein paar Zeilen ge-

fritzelt hatte, zusammen, und sah in die stille Nacht hinaus, bis der steinerne Alte im Zeitloekenturm zwölffmal hämmerte, und der Hahn oben im Turm seinen Schrei dreimal wiederholt hatte.

Dann ging er zu Bett, schlief aber erst gegen Morgen ein und hatte einen merkwürdigen Traum. Ihm war, er stehe mitten auf der Holzbrücke am Isteiner Kloz. Es war, als wär's Nacht und gewitterte. Blitze fuhren rechts und links vor ihm nieder, er wollte in die Sankt Veitskapelle flüchten, aber es vertrat ihm einer den Weg, und das war ein Kapuziner, bald glich er dem Bammert, bald dem Sundelfrieder; wie er auf die andere Seite rückwärts wollte, stand hinter ihm eine alte zahnlose Klosterfrau, es kam ihm vor, es sei die Zigeunermutter, aber es war die alte Brittschenwirtin von Efringen und sie sagte: „Herr Vikari, jetzt geht's auf Leben und Tod!“ Hinter ihm und rings auf der Brücke standen dicht gedrängt Kapuziner, aber sie hatten bloß Kutten an und über den Kopf die Kapuzen gezogen, und waren lauter Hausfemer Hammerknechte. Der Langbart zog ein Päcklein aus der Kutte. Der Vikari meinte, es wären Helglein, aber es war ein altes, schmutziges Kartenspiel. „Zieh,“ befahl der Kapuziner mit rauher, hohler Stimme. Der Vikari zitterte wie Espenlaub und griff in die Karten. Er zog, und zog auf einen befehlenden Wink des Alten noch eine Karte. Derselbe nahm ihm die Karten aus der Hand und befah sie, es waren Herzas und Kreuzdame. „Du dunderschießige Käri!“ schrie der Graubart, „werfet den Kerli ins Wasser!“ Aber die Klosterfrau sprach: „Laß ihn noch einmal ziehen!“ Der Vikari zog wieder zweimal. Dasmal war's Kreuzas und Herzdame. Der Graubart winkte. Der Unglückliche fühlte sich von kräftigen Fäusten gepackt und schwebte bereits in freier Luft über dem Brückengeländer. Da schrie die Klosterfrau: „Hab' Geduld, hab' Geduld mit ihm, und

laß ihn noch einmal ziehen!" Der Vikari kam wieder auf seine Füße zu stehen, und mit grimmigen Blicken reichte ihm der Kapuziner zum drittenmal die Karten. Jetzt kam Schaufelbub und Herzas heraus. „O Du siebenfältiger Kezer," brüllte der Kuttenmann, „Du bist kein Weib wert, Herzas und Herzdame hättest ziehen sollen, und die nehmen, die Dich am liebsten hat! Lauf meiner halbe, so weit Dich Deine Füß' tragen. Du bist wie der Esel zwischen zwei Heubündeln!" Damit gab er dem Vikari eine saftige Ohrfeige, daß es klatschte, Hebel nieste gewaltig und — erwachte.

Die Sonne schien bereits hell ins Zimmer, der Vikari hätte gelacht über den unsinnigen Traum, wenn nicht mit dem klaren Bewußtsein sich sofort wieder die Erinnerung an das Erlebnis des vergangenen Abends eingestellt hätte: er kombinierte den Traum mit den Erlebnissen der letzten Zeit, aber es gelang ihm nicht, ins Klare zu kommen.

Nach dem Frühstück stopfte er sich seine Meerschampfeife und ging aus, er hatte manche Sehenswürdigkeiten von Bern bei seiner ersten Anwesenheit in der Stadt nicht in Augenschein genommen. Er wendete sich dem Zeughaus zu. Die Murtener Schlachtbeute ist's ja vornehmlich, was dort in Anspruch nimmt. Aber er langweilte sich, denn er hatte, wie fast seine ganze Zeit, durchaus keinen geschichtlichen Sinn. In die Länge grauste es ihm ob dem alten Feszenwerk von Fahnen und Standarten, an denen der Zeughausdiener auf Blutflecken mit besonderem Behagen hinwies. Hebel suchte wieder in frische Luft zu kommen.

Wie er aber um das Kornhauseck umbiegt, sieht er so ungefähr dreißig bis vierzig Schritt vor sich etwas, und das ist gewiß kein Gespenst. Es ist ein Markgräfermaidli, auf und nieder in der Tracht des mittlern Breisgaus,

Haltung und Gang ist ihm mehr als bekannt, und obwohl sie sehr beschleunigten Schrittes vor ihm hergeht, er ist keinen Augenblick im Ungewissen, wen er sieht. Geister tragen nämlich keine Hängkörbe am Arm vormittags zehn Uhr.

Es wurde dem Vikari sehr knapp übers Herz, daß er mehrmals zum Rufen ansetzte; erst das dritte Mal brachte er Eiseli! hervor. Über dem Ruf schien es aber auch jemand anderem knapp übers Herz zu werden, und das war die Vorgängerin. Denn kaum war der Ruf an ihr Ohr gedrungen, so schreckte sie zusammen, schier entfiel der Korb ihrem Arm, sie blickte um, erblaßte, blieb stehen und war wie angewurzelt auf demselben Fleck.

Es war also wirklich und leibhaftig das Leimstollen-Eiseli, die da stand, und den eilig auf sie Herankommenden anstarrte, als ob sie jetzt ihrerseits einen Geist sähe.

Hebel ging auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Eh aber Eiseli, wie kommst Du hieher nach Bern?“ begann er und suchte mit den herzlichsten, teilnehmendsten Blicken die Erstarrung, in der sie noch immer wie gefesselt war, zu lösen. „Weißt Du denn nicht und denkst Du nicht daran, daß man Dich daheim überall gesucht hat und noch sucht? Weißt Du nicht, daß man allgemein glaubt, Du seiest in den Rhein gegangen?“

In ihrem Herzen kämpften jungfräulicher Stolz und die im Augenblick wieder hell auflodernde Leidenschaft für den geliebten Mann einen heftigen Kampf.

„Was liegt dran,“ sagte sie und wandte ihr Angesicht abseits, „ob ich in Bern bin oder ob ich im Rhein lieg! Am End' wär das lezt' doch das best' gewesen für mich! Mir wärs wohl, und das Waisengütlein könnten meine Gefreunden teilen. Ich hab' ja doch niemand mehr auf der Welt, der mich lieb hat. Mein Vater und meine

Mutter sind tot, und ich wollt', ich wär's auch, denn mein Herz tut mir weh Tag und Nacht, und kann mir kein Doktor helfen. Ach, ach, daß Ihr auch noch hieher gekommen seid, Herr Vikari!"

Sie seufzte tief auf und schwere Tränen fielen auf ihr Nieder. Etliche Vorübergehende blieben stehen, sahen mit Verwunderung auf das Paar und schüttelten die Köpfe.

Der Vikari und Eifeli standen jetzt am Rande des steilen Aarufers, mehrere Wege führten hinab.

„Wohin willst Du?“ fragte Hebel.

„Es ist mein Weg, und dort drüben im Altenberg,“ und sie deutete über den Fluß hinüber, „wohnt meine Base, meiner Großmutter Schwester. Dort bin ich, dort will ich auch bleiben und mag nimmer heim!“

„Zürnst mir, Eifeli, wenn ich die paar Schritt mit Dir geh bis zur Aare? und bist Du mir überhaupt böse, liebes Kind?“ fragte Hebel.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll,“ entgegnete Eifeli, und sah mit einem Blick voll unsäglichem Weh's den lieben, bösen Mann an. „Aber es muß heraus, vielleicht wird dann der Brast in meinem Herzen leichter. Es hört's ja niemand, als unser Herrgott im Himmel oben und Ihr, Herr Vikari. Eueget, ich hätt' einen Finger von meiner Hand gegeben, wenn's so gekommen wär', wie ich gemeint. Und ich hab' geglaubt, es müßt so kommen, wie ich das Hälmli gezogen hab' im Schwanen am Kirbisamstag, und auch hehlingen selben Brief gelesen hab', den Euer Kamerad Euch aus Pennsylvanien heraus geschrieben hat. Eueget, Herr Vikari, ich wär mit Euch gegangen bis ans End' der Welt und hätt' Euch lieb gehabt in gesunden und in franken Tagen, ja, wenn ich hätt' müssen das Brot verdienen für Euch, es wär' mir nichts zu viel gewesen, und wenn ich Euch hätt' mit Wäschen verhalten

müssen, ich hätt' gern alle Tag meine Hand für Euch wund gewäscht. Aber 's hat halt nit sollen sein, und Ihr habet die Pfarrjungfer schon vorher wöhler mögen als mich, sie ist gescheiter. Ich kann Euch nit böß sein drum, aber gelt, das versprechet Ihr mir, daß Ihr manchmal an mich denket, und betet auch hie und da für mich, wenn Ihr auf der Kanzel stehet. Meinem Vetter saget, wenn Ihr heim kommt, ich woll' ihm eine Vollmacht schicken, und ihm schreiben, er soll mir, wenn ich volljährig bin, mein Erb' hieher schicken. Grüßet mir auch die Pfarrersleut z' Weil und saget ihnen, ich bitt' ihnen ab, wenn sie von meinetswegen in Kummer und Sorgen gekommen sind. In den Rhein hab' ich freilich wollen und ist mir rechttschaffen Ernst gewesen damit. Aber lueget, wie ich so droben gestanden bin auf der steinernen Bank, da ist's mir gewesen, meine Mutter stehe hüben, und hebe mich am Rock, und Ihr, Herr Vikari, ständet drüben, und hebet mich an der Hand und sagtet: Eifeli, tu es nit um meinetswillen. Da bin ich halt wieder zurück, und im nämlichen Augenblick ist mir die Bas eingefallen, und ich bin hieher gefahren."

Sie standen an der untern Narbrücke. Eifeli deutete „die Schütte“ hinauf und sagte:

„Da hinauf gehet, das ist der kürzest Weg für Euch in die Stadt zurück. Und wenn Ihr mir wieder begegnet in der Stadt, nit wahr, so tut Ihr mir den Gefallen und tut, als sei ich Euch eine ganz wildfremde Person, und als habet Ihr mich noch nie gesehen in Eurem ganzen Leben. So b'hüetlich Gott denn, Herr Vikari!“

Damit reichte sie ihm die Hand, nochmals traf ihn ein tiefer, inniger Blick aus ihrem dunkeln Auge, dann aber wandte sie sich rasch der Brücke zu, ohne mehr ein einzigmal umzusehen.

Hebel stand dort am Flußufer noch lange, und schaute ihr nach in allerlei seltsame Träume verloren, bis sie weit jenseits der Brücke unter Bäumen verschwand.

Ein schneidend Weh zog durch sein Herz, es war ihm, er wäre nicht bloß auf ewig geschieden von der, von welcher er soeben Abschied genommen, sondern auch von einer andern.

Langsam wendete er sich wieder bergauf, der Stadt zu. Die alte stolze Bertholdsstadt und die ganze Schweiz mit all' ihrer Herrlichkeit hatte für ihn mit einem Mal durch das, was er in der letzten Stunde geschaut und erfahren, allen Reiz verloren. Ein grauer Schleier hing über seinem Gemüt.

Er machte darum noch am nämlichen Tage „Zu Weberen“ seine Zechen in Ordnung, ergriff Hut und Stab, und schon nach zwei Tagen stand er wieder auf der Rheinbrücke zu Basel am Käppelijoch, und sah den heimatlischen Strom wieder, aber er war doch nicht recht daheim.

18. Hauptstück.

Ein Franzosenlärm.

Es ist eingangs unserer Geschichte darauf hingedeutet worden, daß das Markgräberland zu der Zeit, von welcher wir erzählen, durch die gewaltigen Ereignisse noch nicht oder nur sehr wenig berührt wurde, die sich in der großen Hegenküche über dem Rhein vorbereiteten. Es hat nur einmal ein klein wenig in die Abendstille und den Abendfrieden des Reblandes hineingewetterleuchtet von den Bergen des Sundgäus her, aber „den Phäaken“ in der Weilemer Zehntscheuer hat jener ferne Blitzstrahl nur zu einer gewaltigen und nachhaltigen Zwerchfellerschütterung verholfen, dem Kräutermann, alias Chevalier de St. Ange ist der

Kopf noch nicht heruntergemacht worden von den Altkircher Jakobinern, er hat bloß seine Aegel verloren und ist in Basel wieder eine neue angefertigt worden. Überhaupt kommt es einem vor, wenn man sich mit den Hauptpersonen unserer Geschichte eingehender beschäftigt, insbesondere wenn man die Briefe Hebels aus jener und der späteren Zeit liest, als seien die Proteuser der Meinung gewesen, es rumple, blitze, donnere und krache auf der großen Bühne der Welthistorie nur deshalb manchmal so unding, daß gescheite Kameraden wieder einmal etwas zu lachen hätten, und der Witz und der Humor in der Welt nicht ausgehe.

Und doch ist es, wenn man genau zusieht, jetzt eine ausgemachte Sache, daß jener kleine Ruck auf der Märkter Rheininsel den Stein des Lebensschicksals unseres Helden ins Rollen brachte. Ein weiteres, mit den Gewittererscheinungen überm Rhein zusammenhängendes Ereignis sollte diesen ersten Lebensabschnitt unseres Helden zu einem unerwarteten Abschluß bringen.

Die seit einiger Zeit massenhaft aus Frankreich fliehenden französischen Emigré's, deren Haupt der Prinz von Condé war, und die offen und heimlich gegen ihr Vaterland konspirierten, waren eine große Gefahr für die deutschen Staaten und Stätlein am rechten Rheinufer. Man kannte hier die Herrn Nachbarn überm Rhein aus früherer Zeit zu gut, um nicht gewiß zu sein, das im ersten Revolutions-taumel befindliche reizbare Franzosenvolk würde das Treiben der Emigranten auf deutschem Boden nicht gar zu lang dulden. Vom Sundgäu herüber flogen zwar noch keine Kanonenkugeln, wie anno sechsundneunzig, aber Artigkeiten waren es eben auch nicht, die der Markgräfer drüben zu hören bekam, wenn ihn ein Geschäft hinüberführte. Die Sundgäuer waren voll Gift und Galle, man hatte zu gewärtigen, daß auch ohne Kriegserklärung sich die drüben

kochende Volkswut einmal entladen werde. Schutzlos lagen die österreichischen und badischen Lande vor dem Erbfeind da. — — —

Wir übergehen die Zeit von der Rückkunft Hebels aus der Schweiz bis in den November hinein, wir halten uns nicht einmal beim „Herbst“ auf. Die freundliche Leserin darf nicht zürnen, daß wir die Flitterwochen der Hebelschen Bräutigamszeit nicht in die Feder nehmen, denn es war eben keine rosige Zeit. Es war zwischen dem Vikari und Gustave nicht einmal mehr, wie es ehemals vor der Verlobung gewesen war, beide fanden den alten herzlichen und gemüthlichen Ton nicht mehr, es gab kein „Rekapitulationsplütschi“ mehr aufs Schlossers Bänkli, und der Platz an Gustaves Nähtisch, den sonst der Vikari ganze Nachmittage in Ferienzeiten inne gehabt hatte, war und blieb je länger, je mehr verwaist. Beide verschlossen, was sie in petto hatten, noch tiefer in die Seele hinein, zerreißen wollte keines das Band, aber es war eben für beide dem Anschein nach eine lästige Fessel. Der Kribiskrabis, den der Doktor angerichtet, hatte zwar nicht vermocht, die gute Meinung von der äußern Rechtschaffenheit ihres Bräutigams zu untergraben, dafür kannte sie ihn denn doch zu gut; aber an die Zufälligkeit des Zusammentreffens mit Eiseli in Bern glaubte sie nicht; sie blieb steif und fest dabei, Hebel müsse das Mädchen ausgekundschaftet und aufgesucht haben. Dafür, meinte sie, solle der Vikari Buße tun und einen abbittenden Kniefall.

Dazu zeigte der jedoch nicht die mindeste Neigung. Überhaupt war er, seit er von Eiseli an der Narbrücke Abschied genommen, in einer ganz eigentümlichen Stimmung. Wie ein erdrückender Alp lastete das Gefühl auf seiner Seele, als habe er, wenn auch ohne Wissen und Willen, das Lebensglück und den Frieden des vorher so muntern und für alle Freuden des Lebens empfänglichen

Mädchens zerstört. Er quälte sich wochenlang selbst ganz unnötig, und konnte die bösen Geister der Selbstanklage nicht los werden.

Daß das kein Zustand ist, in dem man einer Braut besonderes Vergnügen macht, ist begreiflich. Daß er auf dem Wege sei, durch eine andauernde Entzweiung mit seiner Braut ihr und sich selbst die Fundamente des Glücks zu untergraben, kam ihm bei dem unklaren und verschwommenen Gemütszustande, in welchem er sich seit seiner Rückkehr aus der Schweiz befand, nicht in Sinn.

Noch ein anderes versetzte ihn in die übelste Laune. Er wußte, der Markgraf war schon lange wieder zurück in der Residenz; der Vikari hatte auf sofortige Berufung nach Karlsruhe gerechnet. Aber das neue Schuljahr am Pädagogium begann, man deklinierte und konjugierte wieder wie sonst auch, die rauhen Spätherbstwinde hatten bereits das letzte Läublein vom Baum heruntergeweht, der Ofen begann wieder seine Rolle zu übernehmen als Hauptwohltäter der frierenden Menschheit, schon einmal war ein leichtes Spurschneelein gefallen. Und noch immer war nichts da von Karlsruhe, das Hofdiakonat hing noch in der Luft, es war am Ende gar nur eine Fata Morgana gewesen. Der Vikari war fast versucht zu glauben, er sei einer von den Sterblichen, die der Fortuna aus den Händen gleiten, wenn sie ihnen auch selbsteigenthändig auf den Gaul hinaufhilft. Simsalirim gespensterte wieder in seinem Kopf und zwar nicht wenig; Hebel rüstete mehr als einmal Tinte, Feder und Papier zum Schreiben nach Pennsylvanien: aber was, das war freilich die Frage.

Es war am 7. November, ein kalter, unfreundlicher Abend, einer von denen, wo man am liebsten zu Hause bleibt oder wenigstens nur ein paar Schritte weit geht in eine andere warme Stube. Hebel hatte das erstere vor, er saß in seinem Zimmer im Kapitelhaus am Tisch,

rauchte und forrigierte lateinische Pensa, der Ofen tat seine Schuldigkeit, denn an der Holzkompetenz wurde nicht gespart. Eben wollte er einen dicken Strich durch eine beispiellos liederliche Arbeit machen, als die Türe aufging und der Adjunkt Hitzig erschien mit einem Schreiben in der Hand. „Stabhalter, jetzt hast Du Oberwasser,“ rief er, „Du bist also doch Karlsruher Hofdiafonus!“

Hebel fuhr in die Höhe, machte aber ein ziemlich ungläubiges Gesicht.

„Da lies, ungläubiger Thomas,“ lachte der Adjunkt und hielt dem Vikari das markgräfliche Reskript unters Gesicht. Diesem stimmerte es vor den Augen. Das Schreiben lautete :

Karl Friedrich von Gottes Gnaden, Markgraf
zu Baden und Hochberg 2c.

Unsern Gruß, Edle, Hochgelehrte, liebe Getreue!
Nachdem Wir Uns gnädigst entschlossen haben, dem bisherigen Präzeptoratsvikario zu Lörrach, Johann Peter Hebel, die erledigte zweite Assistentenstelle in Ima. und IIda. classe Unseres fürstl. gymnasii unter dem Prädikat eines Subdiafon und unter der Bedingung, daß er neben der Klassen-Arbeit monatlich eine Predigt in Unserer Schloßkirche halten und sonst in dringenden Fällen im Predigen aushelfen solle mit der darauf geordneten Besoldung, in Ansehung welcher terminus a quo demnächst bestimmt werden wird, zu übertragen. So machen Wir Euch solches zu dem Ende wissend, damit Ihr wegen Abgabe der Besoldung das Erforderliche an die verrechnende Bedienstung ergehen lasset, und Wir verbleiben Euch in Gnaden wohl beigetan.

Gegeben Karlsruhe, den 2. November 1791.

Karl Friedrich.

ad Cameram.

Das schien nun allerdings eine Satisfaktion für den so lange im Schatten gestandenen Präzeptoratsvikari, aber viele hundert schöne Fäden, die ihn der teuren Oberländer Heimat verbanden, wurden zerrissen. Solches war auch wirklich das erste und ein schmerzlich Gefühl, das mit Macht über Hebel kam, und schier keine Freude aufkommen ließ in seinem Herzen. Ja vor acht Wochen, da hätte die Botschaft anders gewirkt, jetzt kam sie ihm nur vor, wie eine gewaltsame Verpflanzung aus dem ursprünglichen Boden in fremde Erde, und doch sah er zugleich wieder ein, wie nötig diese Verpflanzung sei, und war ihm, wie ein Schicksalswunder, obwohl alles, was dazu mitgewirkt, sehr natürlich verlaufen war.

„So freu Dich doch, Parmenideus!“ sagte Hitzig, als Hebel das Papier in der Hand, in tiefen Gedanken dastand. „Freu Dich und mach' einen Luftsprung!“

Hebel aber entgegnete: „Du weißt, wie's zu Weil draußen steht. Vielleicht ist's gut, daß ich gehe. Wir leben zwar im Monat „Distis“, und es ist noch immer möglich, daß alles wieder gut werden kann; einstweilen aber haben die Zweifel die Oberhand in meinem Gemüt, ob meine Zukunft sich glücklich und harmonisch gestalten werde. Karlsruhe aber liegt auf der Hardt, dort ist's im Winter am schönsten, wenn Stein und Bein zusammengefroren sind, und der Ofen sein Recht behauptet. Hier, hier im goldigen, heitern Markgrafenland bin ich daheim, hier im Wiesental hab' ich fünfundzwanzig Jahre gelebt, da sollt' und könnt' ich sein mein Leben lang, und hüpfen von Blume zu Blume wie ein Heustöffel. Jetzt aber kann' ich, ich weiß das, nur nach Jahr und Tag und nicht ohne Permiß der Oberrn, wieder einmal, wie der Fremdling in ein fremdes Land, hineinschauen. Doch nein, das wird zu viel gesagt sein: Dank Eurer Freundschaft und Liebe werde ich nicht ganz Fremdling sein.“

„Du bist doch ein narrechter Kauz, wie alle Poeten!“ schalt Permenideus, „faß' das Kößlein, das Dir die Frau Fortuna vorführt, fest am Zügel, sitz drauf, Du wirst schon reiten können und Dein Glück erjagen. Wer die Hand an den Pflug legt und luegt zurück, der ist nicht gattig fürs Reich Gottes.“

Über dem kam auch der Netoreck daher, dem der Adjunkt auf dem Herweg hatte Bericht tun lassen, er kam um zu gratulieren. Es wurde beschlossen, man gehe miteinander in die „Post“ zu einem Glas Dreiundachtziger. Dort fanden sich nach kurzer Zeit noch verschiedene andere Freunde und Bekannte Hebels in der „Herrenstube“ zusammen, denn wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch die Stadt, der Vikari Hebel sei „Hosprediger“ in Karlsruhe geworden, und jeder wollte das vorausgesehen und gedacht haben. Ob der Kabisnicki auch dieser Klasse angehörte, wissen wir nicht, doch ist nicht ausgeschlossen, daß er sich von seinem Unglauben so gut bekehrt hat, wie verschiedene Wiesentäler und Rebländer Vögte.

Es mochte so ungefähr halb elf Uhr sein und das Gespräch am Tisch der Freunde wogte hin und her, und heitere und ernste Trinksprüche würzten die improvisierte Abschiedsfeier — Hebel sollte schon morgen Abend mit der Post abgehen laut besonderer Weisung — da erklangen auf der Gasse draußen starke Hufschläge. Der Kronenwirt sagte: „Das ist ein Feuerreiter!“ und gleichzeitig erscholl wilder Lärm, es war, wie wenn fürio! gerufen würde.

Die ganze bisher so fröhliche Gesellschaft stürzte aus der Herrenstube unter die Haustür. Dem ersten Reiter, der bereits vor dem Amtshaus hielt, folgte ein zweiter. Derselbe wurde vom Posthalter gestellt.

„Wo brennt's,“ fragte dieser.

„Bei uns in Weil, es wird schon das halbe Dorf in Flammen stehen. Die Franzosen sind auf'm Weg von

Hünningen her, sengen und brennen und machen alles nieder. Um die Friedlinger Schanz steht alles rot voll!" so lautete die Hiobspost des geängstigten Stafettenreiters.

"Da sei uns unser Herrgott gnädig," sagte der Posthalter, "das wird eine schöne Sauce geben! he, hollah," schrie er ins Haus hinein, "raus, raus, die Franzosen kommen!"

Gleichzeitig ertönten die Sturmglocken auf dem Turm der Stadtkirche, heulend fuhren die metallenen Wehlaute durch das nachbedeckte Tal hin, und weckten das Echo am Hünerberg.

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand, und sie mehrte sich, als fern im Westen wirklich heller Feuerschein sich am Himmel zeigte. Die Feuertrömler gingen bereits Gasse auf und ab, Fackeln und Pechkränze flammten überall, man lief und schrie auf der Gasse durcheinander, jeder kommandierte und niemand gehorchte, denn keiner wußte was anfangen. Die sich die Geschicksten dünkten, packten die Wertsachen zusammen, wer Fuhrwerk hatte, ließ anspannen, denn die Schweizergrenze war ja nur ein paar Schritt weit, und dieselbe hatte sich bis jetzt noch immer bewährt als Asyl bei französischen Raubeinfällen. Es dauerte keine halbe Stunde, so war mehr als halb Lörrach zu Fuß und zu Wagen auf der Straße nach Riehen. Es war ein Geschrei und ein Geheul, als ob der jüngste Tag vor der Tür stünde, und die Engel zum letzten Gericht in ihre Posaunen stießen.

Der Vikari war seiner Stube im Kapitelhaus zugegangen, aber er dachte nicht ans Packen, er dachte hinaus nach Weil, an die lieben Freunde und an seine Braut. Was mußte sie leiden unter diesen Schreckenseindrücken, sie, die so leicht Erregbare, und wie mußte diese schreckliche Nacht ihre zarten, franken Nerven auf die Folter spannen!

Er machte Licht und — fand einen Brief auf seinem Tische: er war von seiner Braut und lautete:

Lieber Herr Vikarius!

In der Eile, eh' ich nach Basel abgehe, wo ich mich einige Tage aufhalten will, bis wir Gewißheit haben, wo die Unruhe in Hüningen hinaus will, einige Zeilen.

Es ist heut ein Brief von einer meiner Freundinnen in Karlsruhe gekommen, dieselbige schreibt, Sie seien bereits zum Hofdiakonus ernannt, und werden vermutlich in nächsten Tagen von Lörrach abgerufen. Indem ich Ihnen zu dieser Beförderung meine aufrichtigsten Glückwünsche bringe, bitte ich Sie, folgendes nicht übel aufzunehmen zu wollen.

Mein Gesundheitszustand, wie er sich seit einiger Zeit äußert, ist derart, daß ich nicht hoffen darf, mich je mehr eines andauernden und kräftigen Wohlbefindens zu erfreuen. Ich bin verpflichtet, Ihnen das mitzuteilen, verschiedene Ärzte haben sich ganz gleich geäußert, ich würde mein Leben lang nur bei sorgsamer Pflege und größter Schonung ein kränkliches Dasein fristen können. Man hat das natürlich mit verblühten Redensarten gesagt, aber ich hab's wohl herausgefunden, was Lands. Was sollte Ihnen, dem nun die Welt offen steht, dem reich betalenteten und lebensfrohen Karlsruher Hofprediger eine kränkelnde oder franke Frau?

Über auch noch ein anderer Grund bestimmt mich, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was ich in der letzten Zeit gelitten habe; sie haben wohl etwas gemerkt, und vermochten nicht, sich Ihr Herz aus der Brust heraus zu nehmen und ein anderes dafür einzutauschen. Wenn Sie mir's auch nicht gestehen wollen, Ihr Herz gehörte in den letzten Wochen nicht mehr der Braut, gestehen Sie das

sich selbst wenigstens, es gehörte nicht mehr ganz mir. Es ist besser, wir lassen unsere Lebenswege getrennt nebeneinander herlaufen. Aber nicht wahr, Freunde wollen wir bleiben. Sie waren so schön, die letzten paar Jahre, es war mir so manchmal, es flogen Engel aus dem Paradies über unser Haus und unsern Garten, und doch war mir auch wieder zuweilen zu Mut, als sollte es nicht sein, daß wir zusammen kämen. Ich will Ihnen durchaus keinen Vorwurf machen, lieber Herr Vikarius, ich füge mich in Gottes Willen, daß es halt nicht hat sollen sein, und der Fingerzeig Gottes ist meine Kränklichkeit.

Es ist mein voller Ernst, daß ich Ihnen Ihr Wort zurückgebe, und bin auch deswegen gern nach Basel, daß ich den Abschied in Weil nicht mitmachen darf. Kommen Sie nicht zu mir nach Basel, wenn Sie mich noch ein wenig lieb haben, ich bitte Sie, und machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer.

Später schreiben Sie mir dann und wann, ich werde Ihre Briefe aufbewahren und sie wie Blumen in meine Bücher legen.

Also Gott sei mit Ihnen. Der Himmel schütte alle seine Segnungen aus über Ihr liebes Haupt, und mache unsere Herzen ruhig, daß wir uns später mit den Gefühlen herzlicher Freundschaft wieder entgegen-treten können.

Ihre Ihnen treuergebene

Gustave.

Draußen stürmte und tobte der unsinnige Franzosen-lärm fort, er währte bis gegen Morgen, aber den Vikari kümmerte es nicht. Die Franzosen hätten Lörrach stürmen, an allen vier Ecken anzünden, sengen und brennen können rings um ihn, er wärs kaum gewahr worden.

Begen Tag legte sich der Sturm draußen. Es kam Nachricht von Weil, es habe in Hüningen gebrannt, da sei das französische Militär ausgerückt drüben und habe alarmiert. In ganz Weil war niemanden ein Haar gekrümmt worden, wohl aber hatte man im Sundgäu, als diesseits alles in Aufruhr kam, ebenfalls die Sturmglocken gezogen in den Dörfern und ausgeschrien, die Kaiserlichen und die Emigranten kämen.

Hebel ging nach schlafloser Nacht hinaus in die „Vogtei“, traf aber dort niemanden, als den Freund Günttert. Die Frauen waren nach Basel gegangen schon am vorigen Abend, der Schrecken lag in der Luft.

Der Vikari wollte durchaus in die Stadt, allein Günttert litt es nicht um des Freundes und der Schwägerin willen.

„Gustave ist fest in ihrem Entschluß, Du änderst ihn nicht mehr,“ sagte der Pfarrer, „schick Dich drein und denk, es ist gut so. Heut Abend geben wir Dir das Geleite bis zur Kaltenherberge!“

„Ja wohl,“ sagte der Vikari, „zur kalten Herberge!“

19. Hauptstück.

Ausklang.

Es ging bereits auf Weihnachten. Der Schrecken über den tollen Franzosenlärm war längst vorüber, man lachte über die Geschichte, und schämte sich der kundgegebenen Furcht. Gustave war am Tag nach Hebels Abreise wieder ins Pfarrhaus zurückgekehrt von Basel.

Es war ein recht trübseliger Dezembertag: der Schnee lag fast fußhoch auf der Gasse und im Hof, vom Dach hingen ellenlange Eiszapfen hernieder. Der Kappi hatte sich tief ins Stroh seiner Hütte gezogen, das Käzlein

schurrte am Ofen, der Bummer und der Affor — letzterer jetzt Kostgänger im Pfarrhaus — lagen nebeneinander unter der Ofenbank.

Es war im Augenblick niemand in der Stube, als Gustave, die am Fenster beim Spinnrad saß. Sie schaute müde drein, hie und da stieg ein leiser Seufzer aus ihrem Busen auf.

Da hielt sie einmal inne mit Spinnen, der Bot pöperlete ans Fenster, er hatte einen Brief, und machte ein wichtiges Gesicht. Sie lächelte und öffnete.

„Was hat Er,“ sagte sie, als er ihr den Brief hinhielt: ihr Herz fing mächtig an zu hämmern.

„Öbbis Extra's vermuetti,“ sagte der Botenkasper, „e Brief vo Charlisrueh, cha sie vum Her Thiaginus!“

Gustave nahm den Brief in Empfang: er war wirklich vom Hofdiakonus, sauber und freundlich waren die Züge der Adresse.

Sie unterdrückte ihre Bewegung, und statt des sonst üblichen Schoppens, den der Kasper überkam, wenn er gute Botschaft brachte, wurde ihm dasmal zu seinem Botenlohn aus Gustave's Nähtischchen ein nagelneuer Sechser.

Er schmunzelte und ging.

Gustave las den Brief allein, er lautete:

Karlsruhe, den 14. Dez. 1791.

Allerwertheeste Jungfer Gustave!

So nenn ich Sie denn — so viel ich mich erinnern kann, ist's das erstemal wieder, seit ich einst an einem Sonntag nachts in des Prorektors Haus beim Blindekuhspiel war, und mit Schneebällen gerieben wurde und den andern Tag etwas hörte, was ich niemand sage. Ist's nicht recht, daß ich Sie so nenne, so ist weit weg, gut für den Schuß. Die schlimmste Rache, die Sie dafür nehmen könnten, ist die, daß Sie

mich dafür Herr Hanspeter, oder wenn Sie recht böse sind, Hanspeter schlechtweg nennen. Nennen Sie mich droben so — mir ohne Verdruss, ich hör's ja nicht. Schreiben Sie mir aber, ei nun, so müssen Sie mir denn doch wenigstens ein Briefchen schicken, oder zum Brief Ihrer Frau Mama einen Anhang machen, und diese Strafe soll mich verdrießen, wie den Krebs, den der Schneider von Hirschbruck vor Zorn ins Wasser warf — doch nichts für ungut, daß ich Sie jetzt gewissermaßen noch gar mit einem Schneider vergleiche, mach' ich mir's doch selber nicht besser, da ich mich sogar mit einem unvernünftigen Thier in Vergleichung setze, und bin doch wahrlich auch kein Krebs —

Was ich aber eigentlich sagen wollte. Am Sonntag hab' ich meine erste Predigt gehalten. Hören und Sehen verging mir, als ich mich so von einem Meer von Hauben und Frisuren umfluthet sah. Die Leute sehen alle so kenneisch aus unter den Hauben und Frisuren. Übrigens war's keine Antrittspredigt. Maurittii sagte, da ich keine Seelsorge bekomme, so werd' ich nicht präsentiert, und da ich nicht präsentiert werde, so sei keine Antrittspredigt nötig — das halten Sie für eine Ausflucht. Aber sehen Sie jetzt einmal, wie Unrecht Sie mir tun. Ich werde die Predigt doch schicken in den Ferien, wenn ich Zeit habe, sie abzuschreiben. O ich hab mich in dem Stück ganz geändert. Ich bin so stolz, daß die Karlsruher Kenner so ziemlich zufrieden waren und kaum die Hälfte Zuhörer, höchstens zwei oder drei mehr einschließen, so stolz, daß ich die Predigt in die ganze Welt schicken möchte, und Sie mir keinen größern Verdruss antun könnten, als wenn Sie mich wissen ließen, daß Sie dieselbe nur aus Spaß verlangt hätten. Aber ein Karlsruher Diaconus läßt nicht mit sich spassen. Sie müssen sie jetzt haben, und sollten Sie

nur Baumwollen darauf spinnen oder Ihre blonden Haare damit aufwickeln. Bis dorthin ist's ohnedies eine alte Predigt und was kann eine alte und noch dazu eine schlechte Predigt für einen schönern Tod präntendieren, als einen solchen.

Und noch für eins muß ich Ihnen danken vermöge eines unwiderstehlichen Drangs meines Herzens, so ungern ich es um Ihetwillen tue, für alles Gute und Angenehme, für alle Freude, die ich in Ihrer Nähe empfand, wenn ich auch nur still in einer Ecke saß und Ihre guten frommen Gesinnungen bewunderte und mich an Ihren sanften Tugenden ergötzte. Doch ich erinnere mich, daß ich auch eine edle Bescheidenheit an Ihnen entdeckte, also kein Wort weiter! Seien Sie meines Dankes und meiner Hochachtung versichert.

Möge der Himmel alle guten Wünsche wahr machen, die mein Herz für Sie tut, so oft ich Ihrer gedenke. Leben Sie wohl und gönnen Sie bisweilen einen müßigen Augenblick dem Andenken

Ihres
gehorsamsten
Hebel.

Die Geschichte schließt, wie alles Menschliche, wehmütig und halbfertig. Es blieb zwischen Hebel und Gustave bei einer Freundschaft, die anhielt bis zu beider Tod.

Hebel war, wie wir eben gesehen haben, bald zurecht gekommen. Das Schicksal, das den einst so schüchternen und unbeholfenen Vikari in die Hardtresidenz verschlagen hatte, setzte dort alsbald seinen Hobel an, und hobelte den so gemütvollen Menschen, den Mann voll sprudelnden Humors und sprühenden Witzes nach und nach auch zum ausgezeichneten Lehrer, zum unvergleichlichen Dichter und

Volkschriftsteller, zum geschäftsgewandten Kirchenrat, zum Prälaten und Mitglied der ersten Kammer.

O Kabisnicki und Blansiger Vogt!

Aber es zittert durch all' seine Lieder und besonders durch seine Briefe ein stilles und ungestilltes Heimweh, ein feiner, sentimentaler Hauch weht durch sein ganzes Leben, wie melancholisch Windesäufeln über der einsamen Bergeshalde. Das ist's, was ihn uns so lieb und wert macht. Aber sie kosteten ihn viel, vielleicht zu viel, diese Heimat- und Heimwehklänge, bis sie so rein und so voll erklingen konnten. Ihm selbst mag mehr als einmal das Herz geblutet haben drüber, und daß jene Klänge eben auch eine Tränenfrucht waren, weiß derjenige jetzt ganz gewiß, der unserer Erzählung bis hieher zu folgen Geduld genug gehabt hat.

In d
auch wenn
zu sein g
Ausdrucks
der Proten
spielenden
der aleman
Schlag des
auf das fu
der Briefe
aus den i
deutschen,
nicht, daß
weßchen I
eine lustige
liche Wört
zur Unver
stellung h
mit Vorlie
fand selbst
Munde a
Umlauf u
eben jene
Aufim, I
und Silbe
Dramati
fotus, de
würzen se
die nämli
eigentlich
gellis g
dieser D
Prinzip